

Rezensionen und Kurzanzeigen

Zur antiken Philosophie

Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie. Unter ständiger Mitwirkung von Siegfried Blasche, Gottfried Gabriel, Herbert R. Ganslandt, Matthias Gatzemeier, Carl F. Gethmann, Peter Janisch, Friedrich Kambartel, Kuno Lorenz, Klaus Mainzer, Peter Schroeder-Heister, Oswald Schwemmer, Christian Thiel, Reiner Wimmer in Verbindung mit Martin Carrier und Gereon Wolters herausgegeben von Jürgen Mittelstraß. Stuttgart-Weimar: J. B. Metzler 2004 (Unveränderte Sonderausgabe.). 4 Bde.: 835, 1105, 866, 872 S. III. ISBN 3-476-02012-6

Die ‚Enzyklopädie‘, ursprünglich zwischen 1984 und 1996 (Bd. 1 und 2 auch 1995 in verbesserter Neuauflage) erschienen, ist mit ihren rund 4000 Sach- und Personenartikeln unentbehrlich und zum Begriff geworden, und dies wird so bleiben, wenn auch mittlerweile schneller abzufragende und aktuellere, nicht immer aber bessere Hilfsmittel zur Verfügung stehen. Der Grund dafür liegt – neben der Unabhängigkeit des gedruckten Mediums – in der überlegten Konzeption des Werkes, das seine Informationen in gültiger und zeitloser Form präsentiert und so die Vorzüge eines Wörterbuchs mit denen einer Enzyklopädie verbindet. Der Herausgeber Jürgen Mittelstraß hat dies zu Beginn des ersten seiner für sich lesenswerten und auch über den Status der Wissenschaftstheorie reflektierenden Einführungssays formuliert: „Wissenschaftliche *Wörterbücher* sind Instrumente wissenschaftlicher Arbeit, ihrer Diktion und ihrer systematischen Organisation nach dazu tendierend, sich gegenüber der Arbeit, der sie dienen sollen, im Schein des schon Geleisteten zu verselbständigen. Wissenschaftliche *Enzyklopädien* sind die Form, in der sich die Wörterbücher schreibende wissenschaftliche Welt mit diesem Schein abgefunden hat. Sie führen im Unterschied zur rein additiven und definitorischen Form von Wörterbüchern das, was die Wissenschaften wissen, in einer so auf begriffliche und sachliche Vollständigkeit bedachten Weise auf, daß die wissenschaftliche Arbeit fast wie ein Umweg erscheint, durchmessen, um das zu wissen, was die wissenschaftliche Enzyklopädie weiß.“ (Bd. 1, 5). Der Anspruch, „ein Instrument wissenschaftlicher Arbeit“, nicht „ein Monument des wissenschaftlich schon Geleisteten“ zu schaffen – Diderots Problem! –, ist bestens erfüllt. Die Informationen, die die einzelnen Eintragungen vermitteln, sind sachlich, meistens knapp, und ausreichend abgefasst, jeder Artikel wird – soweit nötig und verfügbar – mit Hinweisen zur wichtigsten Literatur versehen; bei Personenartikeln kommt dazu noch ein Werkverzeichnis. Das Konzept ist weit ausgreifend und gründlich durchdacht, der Begriff

‚Philosophie‘ umfasst alle Zeiten und alle bekannten Kulturkreise (also z. B. auch arabische, indische und chinesische Philosophie), und ein besonderer Vorzug der ‚Enzyklopädie‘ sind die kompetenten Artikel aus den Bereichen der Mathematik und der Logik, die in Nachschlagewerken oft fehlen. Die ungetrennte Anordnung von Personen- und Sachartikeln vermittelt zumeist auch von selbst Hinweise auf Rezeption und Weiterwirken: so folgen – um nur ein Beispiel zu geben – auf den Artikel ‚Platon‘ (mit 5 Seiten Literaturangaben!) die Artikel ‚Platonische Akademie‘ – ‚Platonische Körper‘ – ‚Platonismus‘ – ‚Platonismus (wissenschaftstheoretisch)‘, zusammen mit allen in diesen Artikeln enthaltenen Querverweisen eine umfassende Abfolge von Informationen, die den Gehalt einer Enzyklopädie ausmachen: denn auf seinem Gebiet wird so mancher naturgemäß etwas vermissen, doch zur Orientierung über das eigene Fach sind solche Werke nicht verfasst. (Im Artikel ‚Platon‘, Bd. 3, 259, fehlt ebenso wie im Artikel ‚Ficino‘, Bd. 1, 647, wenigstens ein Hinweis auf die erste Übersetzung Platons ins Lateinische; zufällig aufgefallen ist mir das Fehlen des Stichworts ‚Euhemeros‘.)

Die Arbeit mit der ‚Enzyklopädie‘ ist unter diesen Gesichtspunkten und mit den selbstverständlichen Einschränkungen erfreulich und förderlich. Um einen alten Schlusssatz aus Rezensionen zu zitieren: Dieses Werk sollte in keiner Bibliothek fehlen.

Herbert Bannert

Die Philosophie der Antike. Band 3: Ältere Akademie – Aristoteles – Peripatos. 2., durchgesehene und erweiterte Auflage. Hrsg. von Hellmut Flašhar. Basel: Schwabe 2004. XIII, 747 S. (Grundriss der Geschichte der Philosophie. Begründet von Friedrich Ueberweg. Völlig neubearbeitete Ausgabe. Antike 3.) ISBN 3-7965-1998-9

Die neue Auflage dieses Bandes, der als der erste des ‚neuen Ueberweg‘ 1983 erstmals erschienen ist, dokumentiert das Interesse an den Inhalten und die außerordentliche Güte der Darstellung, die eine sachliche und wissenschaftsgeschichtliche Orientierung anstrebt und in allen Teilen (Darstellung der Lehre, Biographische Zeugnisse zu einzelnen Philosophen, Werkverzeichnisse, Bibliographie) in hohem Maß erreicht. Die 2. Auflage wurde gründlich überarbeitet und auf den letzten Stand gebracht, denn sowohl bei der Darstellung der Älteren Akademie, des Aristoteles, des Peripatos und auch des Theophrast sind Fragmentsammlungen, Einzeldarstellungen und – bei Theophrast – neue Textausgaben und Gesamtbeurteilungen hinzugekommen. (Leider wurde die Geschichte des Gesamtwerks von Ueberweg [-Praechter], die W. J. Tinner in der 1. Auflage nachgezeichnet hat, nicht übernommen. – Zu den übrigen bisher erschienen Bänden zur Philosophie der Antike s. WSt. 112 [1999], 245/246 und 115 [2002], 352–354.)

Hans Krämer behandelt die Ältere Akademie mit Abschnitten zur Geschichte der Schule, zu Speusipp, Xenokrates, Eudoxos aus Knidos, Herakleides Pontikos, Philippos aus Opus und die ‚Epinomis‘ und zur Spätphase mit Polemon, Krantor, Krates und Eratosthenes. – Hellmut Flašhar hat seine Behandlung des Aristoteles neu gefasst und informiert über den Stand der Aristoteles-Forschung, über die Schriften des Aristoteles und die Bewertung der Schriftenverzeichnisse, über Ausgaben, Übersetzungen und antike Kommentare, über die biographischen Zeugnisse, einzelne erhaltene Werke, über die Lehre und die Wirkungsgeschichte, geordnet jeweils nach einzelnen Lehrbereichen und Wissenschaftsdisziplinen. – Georg Wöhrlé und Leonid Zhmud haben das von Fritz Wehrlé (†) verfasste Kapitel über den Peripatos bis zum Beginn der römischen Kaiserzeit (das 1983 übrigens die erste umfassende Behandlung des

Themas war) überarbeitet und aktualisiert: Geschichte des Peripatos, Theophrast, Eudemos aus Rhodos, Menon und andere Aristotelesschüler, Pasikles aus Rhodos und Neleus aus Skepsis, Dikaiarchos aus Messene, Aristoxenos aus Tarent, Klearchos aus Soloi, Phainias aus Eresos, Chamaileon aus Herakleia, Duris aus Samos, Demetrios aus Phaleron (und Ps.-Demetrios, ‚Über den Stil‘), Praxiphanes, Straton aus Lampsakos, Aristarchos aus Samos, Hieronymos aus Rhodos, Lykon aus der Troas, Ariston aus Keos, Prytanis und Phormion und einige andere, namentlich bekannte Peripatetiker bis in das 1. Jh. v. Chr. werden abgehandelt. Doch diese Namen bleiben nicht nur Namen, sondern auch entlegene und ungenügende Quellen werden herangezogen, miteinander in Beziehung gesetzt und ausgewertet und, soweit es möglich ist, in ihrem historischen Aussagewert beurteilt.

Die Konzeption des Ueberwegschen Grundrisses, Fakten und Daten mit einer knappen, aber lesbaren Darstellung zu verbinden, macht den Band besonders wertvoll; dies können Lexikonartikel, seien sie auch noch so ausführlich, nicht erreichen. H. Flashar fasst im Vorwort (XII) die Intentionen des Herausgebers und gleichzeitig die Erfahrungen der Leser seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Bandes treffend (und mit berechtigtem Anspruch) zusammen. „Es ist zunächst die Zuverlässigkeit der Information, wie sie vor allem die Werkbeschreibungen und die Bibliographien vermitteln. Für die punktuelle Benutzung wie für die kohärente Lektüre bieten die Werkbeschreibungen, die in dieser Form und Ausführlichkeit in keiner Monographie und in keinem Handbuch sonst zu finden sind, rasche Auskünfte über Echtheit, Datierung und Thematik der einzelnen Werke, in die in stärkerem Masse jetzt auch die Fragmente von im Ganzen verlorenen Schriften einbezogen sind. Nirgends wird man die weit verzweigte wissenschaftliche Literatur so ausführlich (wenn auch bewusst nicht vollständig) und zuverlässig verzeichnet und aufbereitet finden. ... Insgesamt erhält der Leser ein vielfältiges und repräsentatives Bild der Forschung, wie es so weder andere Monographien noch vergleichbare Handbücher bieten.“ Ausführliche Indizes erleichtern die Suche und erschließen das Ganze.

Herbert Bannert

Ernst Heitsch, Gesammelte Schriften II. Zur griechischen Philosophie. München-Leipzig: K. G. Saur 2001 (2002). 356 S. (Beiträge zur Altertumskunde. 153.) ISBN 3-598-77702-7

Gesammelte Schriften III. München-Leipzig: K. G. Saur 2003. 464 S. 1 Porträtabb. (Beiträge zur Altertumskunde. 154.) ISBN 3-598-77703-5

Die im zweiten Band der Gesammelten Schriften von Ernst Heitsch (Gesammelte Schriften I: WSt. 116 [2003], 291f.) zusammengetragenen Arbeiten beginnen mit einer Anleitung zur Lektüre Hesiods (1996) und führen über eine Darstellung der Bedingungen jonischer Philosophie (‚Jonien und die Anfänge der griechischen Philosophie‘, 1999), Xenophanes (1994), Parmenides (‚Parmenides‘, 1977; ‚Evidenz und Wahrscheinlichkeitsaussagen bei Parmenides‘, 1974; ‚Der Ort der Wahrheit‘, 1979, eine grundlegenden Studie zum Begriff der ἀλήθεια) zum Hauptteil des Bandes, der – als Fortsetzung und Ergänzung von ‚Wege zu Platon‘, Göttingen 1992 – der Interpretation Platons, dem Charmides, Euthydemos, Kratylos, Phaidon, und besonders dem Phaidros gewidmet ist, zu dem H. einen wegweisenden Kommentar vorgelegt hat (2. Aufl., Göttingen 1997).

Und Platon bildet auch den Anknüpfungspunkt zu ergänzenden Kapiteln des dritten und letzten Bandes: einer Untersuchung, vereinigt mit einem Teilkommentar, zum

„Großen Hippias“ (1999), dessen Unechtheit H. erwiesen erscheint, und einigen wichtigen Studien zur Wortgeschichte, von denen zwei die philologische Basis zu einigen Schlussfolgerungen der Platonarbeiten legen: zum Begriff ἀ-λήθεια (1962) und zur umstrittenen Interpretation der Bedeutung der τιμώτερα im Phaidros (1989; s. u.). – Der einleitende Beitrag über das Fragen in Zeiten der Schriftlosigkeit beschäftigt sich unter anderem auch mit Vorbedingungen zum Verständnis der Dialoge und des Sokratischen Fragens. Der griechischen Dichtung gelten Beiträge zu Hymnen auf Helios (1960), zu Sappho (1962, 1967), und eine sehr eindringliche Untersuchung zu dem von Euripides im Jahre 413 im öffentlichen Auftrag verfassten Grabepigramm auf die in Sizilien Gefallenen („Τὰ θεῶν. Ein Epigramm des Euripides“, 1967). Den Hauptteil des Bandes bilden drei Arbeiten zu Thukydides und vor allem eine Serie von Untersuchungen zum griechischen Recht und zum Verständnis attischer Gerichtsreden, darunter die hervorragend gearbeitete und umfassend informierende Darstellung des Prozesses, der Antiphons sechster Rede zu Grunde liegt: „Recht und Argumentation in Antiphons 6. Rede. Philologische Erläuterungen zu einem attischen Strafprozeß“ (1980), eine fundierte Beschreibung der Hintergründe und der praktischen Durchführung eines Gerichtsverfahrens. Zwei Arbeiten zum neuen Testament („Glossen zum Galaterbrief“, 1995, und „Jesus aus Nazareth als Christus“, 1960), und weit voraus gedachte Überlegungen zur Stellung der Philologie und zum Anspruch der Interpretation antiker Texte aus früherer Zeit, niedergeschrieben 1960, 1974 und 1986, ergänzen die Auswahl.

In der letzten Anmerkung des Aufsatzes „ἄνω κάτω bei Platon“ (1991, Band 2, 229; vgl. auch Bd. 3, 282), nimmt H. noch einmal zur Auffassung und Interpretation der τιμώτερα in Platons Phaidros 278d Stellung und wendet sich einmal mehr gegen das von H. J. Krämer begründete Platonbild und besonders gegen die von Th. A. Szlezák vertretene Auffassung dieser für die Lehre Platons entscheidenden Stelle (vgl. auch die in einer Gnomon-Rez. neuerlich entbrannte Unstimmigkeit, bei Heitsch Band 2, 350/351, und Band 2, 173f. Anm. 16). Man muss aber doch, wenigstens aus heutiger Sicht, hinzufügen, dass Szlezák u. a. in seinem Buch: Platon lesen, Stuttgart-Bad Cannstatt 1993, 71–76, auch 58 Anm. 1 und 62, und in seiner „Einführung“ zu der weiter unten angezeigten Neuausgabe der Politeia-Übersetzung von Rudolf Rufener (472) sehr viel differenzierter zu den umstrittenen Aussagen des Sokrates Stellung genommen hat. Ein gewisser Rest an Unstimmigkeit, gleichzeitig Raum für Interpretation, bleibt in Platons Sätzen wohl ebenso wie in der Zeichnung des „Tübinger Platonbildes“.

Herbert Bannert

Zu Platon

Platon, Apologie des Sokrates. Übersetzung und Kommentar von Ernst Heitsch. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002. 216 S. (Platon, Werke. Übersetzung und Kommentar. II 1.) ISBN 3-525-30401-3

Herausragend und in jeder Beziehung beispielhaft ist dieser Kommentar zur Apologie des Sokrates in der von H. herausgegebenen Reihe der Übersetzungen und Kommentare von Platons Werken. H. ist eine Übersetzung gelungen, die nicht nur „korrekt“, „lesbar“ und „aus sich heraus verständlich“ ist (5), vielmehr eröffnet er durch eine präzise und dabei gleichzeitig äußerst elegante Übertragung, die der platonischen Vorlage in jeder Beziehung gerecht wird, einen neuen Zugang zu einem Text, der durchaus

Anspruch darauf erheben kann, wie sein Protagonist (Sokrates) einen „Platz in unserer kulturellen Erinnerung zu haben“ (5).

Platons Apologie nimmt unter den Dialogen eine Sonderstellung ein. Allein die Tatsache, dass es sich bei der Apologie ja um eine vor Gericht gehaltene Verteidigungsrede handelt, gibt die Form vor, anders ausgedrückt: Platon ist bei der formalen Gestaltung der Apologie weniger frei als bei den anderen Dialogen, muss er doch die Bedingungen einer attischen Gerichtsrede berücksichtigen (37f.). Er darf also die Regeln, die in zeitgenössischen Texten über Gerichtsrhetorik formuliert sind, nicht vernachlässigen – dargelegt u. a. in der Rhetorik des Aristoteles (etwa die Aufzählung der vier Teile einer Gerichtsrede: Einleitung, Bekanntgabe des Gegenstandes der Rede, Beweis und Epilog in Rhet. 1414b7–9), den Verteidigungsreden des Demosthenes und des Antiphon; und er muss auch seine eigene, im Phaidros (Phdr. 264c und 268d) ganz allgemein formulierte Forderung nach der Herstellung eines organischen Textes berücksichtigen (38f.). Insgesamt erfahren wir aus H.s Kommentar Wesentliches und Interessantes zur attischen Rechtsordnung an sich, nach deren Verständnis etwa allein „die Tat und nicht der Täter bestraft“ wird (43), was eine heute übliche freie Strafzumessung durch ein Gericht von vornherein ausschließt und eine gänzliche Aufklärung des Sachverhalts um jeden Preis notwendig macht. Höchstes Ziel des attischen Gerichts ist es also, die ἀλήθεια τῶν πραγμάτων, den wahren Sachverhalt, herauszufinden. Da jedoch das größte Anliegen des Klägers bzw. des Angeklagten dahin gehen muss, den Sachverhalt in einem für ihn günstigen Licht darzustellen – und dies mit jedem Mittel (Erregung von Mitleid durch Mitnahme von Familie, Freunden, etc.) und um jeden Preis, auch um den Preis der Wahrheit – gerät eben dieses Anliegen ins Hintertreffen. An diesem Punkt hakt Sokrates ein mit seiner grundsätzlichen Kritik an der Gerichtsrhetorik, die wie die Rhetorik im allgemeinen auch nichts weiter ist als eine ‚Schmeichelnkunst‘ (H. verweist auf Gorg. 462b–466a), die ausschließlich dazu dient, die Wahrheit zu verschleiern, nicht aber sie herauszufinden (43f.). Die Verteidigung des Sokrates wird in ganz platonischer Manier zu einer Verteidigung der Wahrheit selbst. Die Rede des Sokrates ist daher im Gegenzug „einfach und ohne rhetorischen Aufwand“ gestaltet (47), sie steht, wie schon sein Leben auch, im Dienst der Wahrheitsfindung, und dazu bedarf es nicht des kunstvollen Konzepts einer konventionellen Rhetorik. In dem ausführlichen Kommentarteil geht H. Punkt für Punkt auf die Argumentation des Sokrates ein, er hebt das Wesentliche hervor, stellt die Bezüge zu dem platonischen Gesamtwerk her (da vor allem zum Gorgias und zum Phaidros) und zu anderen relevanten Texten (der Gerichtsredner und Rhetoriker), und er weist durchgehend hin auf die historische und die philosophische Dimension der Aussage. Insgesamt ein sehr lesenswerter Kommentar, der das Verständnis eines vermeintlich bekannten Textes wesentlich erweitert.

Maria-Christine Leitgeb

Platon, Gorgias. Übersetzung und Kommentar von Joachim Dalfe n. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2004. 524 S. (Platon, Werke. Übersetzung und Kommentar. VI 3.) ISBN 3-525-30422-6

Thematisch in engem Zusammenhang mit der Apologie steht Platons Dialog Gorgias, der nun von D. übersetzt und kommentiert in derselben Reihe der Platonübersetzungen erschienen ist. Die Auseinandersetzung mit der von den Sophisten geprägten Rhetorik wird im Gorgias von Platon fortgeführt und erreicht argumentativ einen Höhepunkt; zentral ist wiederum der Themenkomplex um das Phänomen der Gerechtigkeit (ἀδικεῖν, ἀδικεῖσθαι).

D. legt eine gut lesbare Übersetzung vor, die das Griechische möglichst getreu wiedergibt – kein leichtes Unterfangen. Im Kommentarteil ordnet D. den Dialog in das Gesamtwerk Platons ein. Der Entstehungszeit (114–118), dem Schauplatz (118–124) und den Protagonisten des Dialogs (124–141) widmet D. eingehende und detaillierte Untersuchungen, er zieht zu diesem Zweck literarische und historische Zeugnisse gleichermaßen heran. Das Kapitel ‚Verlauf und Inhalt der Gespräche‘ (141–158) macht die Gliederung des Dialogs (161/162) anschaulich. Zudem gibt D. einen kurzen Forschungsüberblick über die Rezeptionsgeschichte des Gorgias (108/109). (Zu den bei Platon genannten Personen stehen jetzt auch die Biographien von Debra N a i l s, *The People of Plato. A Prosopography of Plato and other Socratics*, Indianapolis-Cambridge 2002, zur Verfügung.)

Das Hauptinteresse D.s gilt jedoch der Sprache Platons, denn sie ist „Medium, Inhalt und Objekt des platonischen Dialogs“ (105). Ein dem Übersetzer besonders wichtiges Anliegen ist es, das „Verhältnis Platons zur Umgangssprache seiner Zeit“ darzustellen: „Platon lässt seine Personen die alltägliche Umgangssprache seiner Zeit sprechen. Wer nur die Sprache der platonischen Dialoge kennt, wird manche Wendungen und Ausdrücke als genuin philosophisch-platonisch auffassen ... Ein Vergleich mit den Texten anderer Autoren jener Zeit, vor allem mit Aristophanes und den Rednern, zeigt aber, dass auch sie der Alltagssprache angehören.“ (105). Termini philosophischen Gehalts sind Prägungen aus dem Bestand alltagssprachlicher Wendungen („Platon lebte nicht auf einer abgeschiedenen Insel“), die Sprache Platons erweist sich anschaulich als das eigentliche „Instrument der sokratischen Dialektik“ (105). *Maria-Christine Leitgeb*

Platon, Phaidon. Übersetzung und Kommentar von Theodor Ebert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2004. 516 S. (Platon, Werke. Übersetzung und Kommentar. I 4.) ISBN 3-525-30403-X.

Literarisch wie philosophisch ein Meisterwerk, steht der Phaidon mehr noch als andere Dialoge Platons seit jeher im Mittelpunkt des Interesses der Platon-Exegeten. Die sich daraus für jeden neuen Kommentator ergebende Schwierigkeit liegt daher auf der Hand: es gilt, dem schon im Überfluss gehaltvoll Vorhandenen substantiell Neues hinzuzufügen. E., der sich dieser Problematik bewusst ist, konzentriert sich daher bei der Interpretation im Wesentlichen auf zwei Gesichtspunkte, die seiner Meinung nach bisher „nicht oder noch nicht angemessen berücksichtigt“ (8) worden sind: den pythagoreischen Gehalt der im Phaidon erörterten Probleme und die Analyse der formalen Struktur der von Sokrates vorgebrachten Argumente, die durchwegs nicht unproblematisch erscheinen. Jeweils im Zentrum steht die Gestalt des Sokrates, zum einen als der von Platon im Phaidon zu einem „pythagoreischen φιλόσοφος“ Stilisierte (150ff.), und dann als derjenige, der das Gespräch führt und es so in eine von ihm gewollte Richtung lenkt (195ff.). Die forcierte Betonung des einen oder anderen Gesichtspunkts birgt naturgemäß die Gefahr der Einseitigkeit in sich, und so erscheinen sowohl Sokrates als auch der ganze Dialog in E.s Interpretation in einem allzu pythagoreischen Licht. Worauf stützt sich der Kommentator, wenn er behauptet, Platon zeichne Sokrates im Phaidon als „anima naturaliter Pythagorica“ (151)? Denn aus historischer Sicht gibt es keinen Anhaltspunkt, Sokrates in pythagoreischen Zirkeln anzusiedeln, das betont E. selbst. Damit unterstellt er gleichzeitig jedoch die Intention der bewussten Stilisierung der Gestalt des Sokrates und provoziert damit die Frage nach der eigentlichen Absicht Platons. E. beantwortet sie mit der These, Platon versuche auf diese Weise, im Phaidon eine Distanz zwischen sich und seiner Hauptfigur zu erzeugen. „Aber Platon als Autor hat

bereits in der ‚Apologie‘ (am Anfang des Phaidon) selbst die Art der Darstellung so gewählt, daß klar wird, daß wir hier keine von Platon vertretene Position vor uns haben.“ (151). Allerdings drängt sich so die Frage auf, wer im Phaidon dann die Position Platons vertritt. Dass Sokrates seine Vorstellungen und Erwartungen vom Jenseits nicht als Feststellungen formuliert, sondern mit Verben des Glaubens und Meinens umschreibt, kann wohl nicht als Indiz dafür gewertet werden, dass Platon sein eigenes philosophisches Denken von den Aussagen des Sokrates trennen möchte (151f.). Freilich steht Sokrates’ Lebensabgewandtheit im Phaidon im Kontrast zu dem Bild, das Platon in anderen Dialogen entwirft. Doch welcher Kontext wäre für Platon besser geeignet, die Lehre von der Katharsis einzuführen als der Bericht über die letzten Stunden des Sokrates? „Daß Platon sich im Phaidon zunächst so negativ über alle Aspekte des diesseitigen Lebens äußert, mag nun auf die Dramatik der Gesprächssituation wie auch auf die Konzentration auf die Frage der Unsterblichkeit der Seele zurückzuführen sein. Denn bereits dieses Thema legt eine Betonung des grundsätzlichen Unterschieds der Natur von Leib und Seele nahe.“ (D. Frede, *Platons ‚Phaidon‘*, Darmstadt 1999, 19). Vor dem Hintergrund des vermeintlich pythagoreischen Charakters des Phaidon und anderer platonischer Dialoge versucht E. letztlich auch Platons Ideenlehre aus pythagoreischen Vorstellungen abzuleiten (154–161). Zur Gewinnung zusätzlicher Argumente für diese These zieht E. die Ideenlehre auch deshalb heran, weil er sie in Platons Texten zu wenig explizit erklärt findet: Der Sophistes und der Parmenides gelten ihm nicht als Zeugnisse für, sondern im wesentlichen als Kritik an der Ideenlehre selbst und nicht etwa an einer schon zu Platons Zeiten falsch verstandenen Auslegung derselben (154f.).

Die Übersetzung ist gut lesbar, der Kommentar in den wesentlichen Passagen informativ, bedauerlicherweise erschließt sich der Blick auf das Ganze für den Benutzer oft nur sehr schwer. E.s Durchführung der von ihm geforderten Strukturanalyse der sokratischen Argumente erschöpft sich zumeist im genauen Aufzeigen von Vor- und Rückverweisen, bleibt repetitiv, konzentriert sich auf formale Details und ist für das Verständnis des ohnehin schwierigen Inhalts eher hinderlich als hilfreich. Weniger wäre oft mehr gewesen.

Maria-Christine Leitgeb

Platonis *Rempublicam* recognovit brevique adnotatione critica instruxit S. R. S l i n g s. Oxford: Clarendon Press 2003. XXIII, 428 S. (Oxford Classical Texts.) ISBN 0-19-924849-4

Die Ausgabe, der zweite Band des neuen Platontextes in der OCT-Serie, basiert auf der umfangreichen und gründlichen Aufarbeitung der Platonüberlieferung durch G. J. B o t e r, *The Textual Tradition of Plato’s Republic*, Leiden 1989; einzelne Entscheidungen begründet S. in seinem Buch *Critical Notes on Plato’s Politeia*, Leiden 2003. S. hat die drei Haupthandschriften ADF im Original kollationiert und gibt gegenüber der alten Oxoniensis von Burnet (1902 bzw. 1903) dem ältesten Textzeugen, dem cod. A (Parisinus graecus 1807, spätes 9. Jh.) wieder mehr Gewicht; F (cod. Vindobonensis suppl. Gr. 39, 13./14. Jh.) repräsentiert nicht, wie Burnet glaubte, einen alten Platontext, doch finden sich eher Lesarten einer spätantiken Textausgabe in F als in AD (D = cod. Marcianus Graecus 185). Bei der Erstellung des Textes dieser Edition hat S., auch hier über frühere Editoren hinausgehend, antike Platonzitate ausgiebig verwendet und eingearbeitet (der abschließende Index testimoniorum gibt davon die wichtigsten).

Sieben principia hat S. in usum editorum zusammengestellt: (1) nihil antiquius habendum editori quam ut lectoribus editio facilis sit usu; (2) editori non licet ignavo esse; (3) editori non est deligendum sed iudicandum; (4) editori usus auctoris potius quam grammatica Graeca sequenda est; (5) ante omnia editori est usus constituendus; (6) editori correctio in libro manu scripto ne plus valeat quam usus aut sensus bonus; (7) editori non est fatiscendum (XIV–XVI).
Herbert Bannert

Platon, Der Staat. Übersetzt von Rudolf R u f e n e r. Einführung, Erläuterungen, Inhaltsübersicht und Literaturhinweise von Thomas Alexander S z l e z á k. Düsseldorf-Zürich: Patmos Verlag (Artemis & Winkler) 2003. 564 S. (Bibliothek der Alten Welt.) ISBN 3-7608-4106-6

Die Übersetzung der Politeia von Rudolf R u f e n e r, die Genauigkeit mit Lesbarkeit zu verbinden suchte (1950 erstmals in der Bibliothek der Alten Welt erschienen, damals mit einer Einführung von Gerhard K r ü g e r), hat ihren verdienten Platz neben den unzähligen und immer wieder bearbeiteten und veränderten (nicht verbesserten!) Versionen der Schleiermacherschen Übersetzung behauptet; sie ist in dieser Neuauflage der Bibliothek der Alten Welt im wesentlichen unverändert abgedruckt, die Erläuterungen früherer Ausgaben sind ersetzt durch knappe, aber alles Wichtige souverän erfassende Anmerkungen und eine ausführlich die Themen und den Gang der Diskussion dokumentierende Inhaltsübersicht von Th. A. S z l e z á k. Besonders willkommen ist die das sprachliche ebenso wie das inhaltliche Verständnis fördernde ‚Einführung‘, in der S., notwendig kurz gehalten, in vorbildlicher Sachlichkeit über Platons Leben und Werk informiert und zu den entscheidenden Fragen der Platoninterpretation und zum philosophischen Gehalt der Politeia Stellung nimmt. Als Fazit der Darstellung von Platons Haltung zu mündlicher Rede und zur Schriftlichkeit hält S. fest: „Von allen Seiten werden wir also auf die Tatsache geführt, daß Platon zwar nicht eine ‚Geheimlehre‘, wohl aber eine ‚esoterische‘ Prinzipienlehre hatte, die er in den Dialogen nicht ausführte, nur in Umrissen und gleichsam von Ferne sichtbar werden ließ.“ (472). Denn wahre philosophische Erkenntnis kann ja, wie der Phaidros lehrt, nur im Gespräch und bestenfalls für einen kurzen günstigen Augenblick sich zeigen. Und S. macht auch in diesem Zusammenhang unmissverständlich klar, dass ‚esoterisch‘ nur im antiken Sinn zu verstehen ist.

Die zahlreichen Seitenverweise in der Einführung und in den Erläuterungen wurden von der großen zweisprachigen Tusculum-Ausgabe (Düsseldorf-Zürich 2000) in diese um den griechischen Text verkürzte Ausgabe unverändert übernommen. Ein Rechenrätsel? Da der griechische Text ebenso wie der deutsche 444 Seiten umfasst, muss von den Zahlen der Seitenverweise in der vorliegenden Ausgabe die Zahl 444 subtrahiert werden und man erhält die richtige Seite (Hinweis zur Gegenprobe: ein einziges Mal wurden die Ziffern korrigiert, S. 549 unten rechts).
Herbert Bannert

Norbert B l ö ß n e r, Musenrede und ‚geometrische Zahl‘. Ein Beispiel platonischer Dialoggestaltung („Politeia“ VIII, 545 c 8–547 a 7). Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1999. 194 S. (Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz. Abhandlungen der geistes- und sozialwiss. Klasse 1999, 7.) ISBN 3-515-07540-2

Ernst und Spiel, die Führung der Musen und die Ironie des Sokrates begleiten die Gespräche in Platons Schriften, und kaum jemals sind sie so nahe aneinandergerückt wie in der verwirrenden, in feierlichem, rhetorisch-gorgianischem Ton Rätselhaftes aussagenden Rede der Musen zu Beginn des achten Buchs der *Politeia*. Ist es mit der Kenntnis der „geometrischen Zahl“, zu der die Musen Angaben machen, aber nicht ausreichende Angaben machen für eine glatte Berechnung, ist es mit dieser „geometrischen Zahl“ möglich, einen in Folge der falschen Auswahl der Entscheidungsträger unaufhaltsam eintretenden Niedergang des Staates zu verhindern? Aber welchen Nutzen bringt die Kenntnis der Zahl, wenn eine solche überhaupt gemeint ist, und was bezeichnet diese Zahl? Oft glaubte man seit der Antike dies zu wissen, oft aber diente Platons „Hochzeitszahl“ auch lediglich dazu, etwas als dunkel zu bezeichnen: *numero Platonis obscurius* sagt Cicero (ad Att. 7, 13, 5, 2).

B. bespricht die umfangreiche, nicht nur philologische Literatur zu der Stelle (sie wurde zuletzt eingehend behandelt von K. G a i s e r, Die Rede der Musen über den Grund von Ordnung und Unordnung: Platon, *Politeia* VIII 545 D–547 A. *Studia Platonica*, Festschrift für Hermann Gundert, Amsterdam 1974, 49–85, jetzt auch in den lange erwarteten, von Th. A. S z l e z á k unter Mitwirkung von K.-H. S t a n z e l herausgegebenen Gesammelten Schriften Gaisers, Sankt Augustin 2004, 411–450), gibt einen genauen Kommentar zu Pol. 8, 545 c 8–547 a 7, interpretiert die Musenrede im Kontext, und dokumentiert umfassend die zahlreichen Versuche, das ‚Rätsel‘ zu lösen, die eines gemeinsam haben: Die Berechnung der Zahl führt immer in irgendeiner Form zu einem Ergebnis, doch Bedeutung und Funktion der Stelle im Kontext bleiben durchwegs unklar: „Der systematische Durchgang durch alle Deutungsmöglichkeiten, die mit den Textangaben vereinbar sind, führt somit auf das Ergebnis, daß die mathematische Passage und die dort enthaltenen Angaben zur Berechnung oder Konstruktion der ‚geometrischen Zahl‘ im Argument der Musen keinerlei echten Erklärungswert besitzen können, und dies ganz unabhängig davon, wie man sich die ‚geometrische Zahl‘ und die Art ihres Einflusses ausmalt.“ (130). Es ist ein Spiel, das die homerischen Musen spielen, und der Leser kann, aber er muss es nicht mitspielen, und es ist zugleich eine Prüfung, denn wer sich weniger eifrig mit der mathematischen Rätselaufgabe beschäftigt, den wird das Rätsel vielleicht auch nicht vom eigentlichen Problem ablenken können: den Verlust des Interesses der Bürger am hohen Standard des Staates zu verhindern. Man kann schließen: Wer sich durch solches Spiel ablenken lässt, ist weder zum Staatsmann noch zum Philosophen geeignet. *Herbert Bannert*

Études Platoniciennes. I. Publication annuelle de la Société d'Études Platoniciennes. Paris: Les Belles Lettres 2004. 350 S. ISBN 2-251-44265-0

Diese neue, von der Société d'Études Platoniciennes begründete, jährlich mit einem Band erscheinende Zeitschrift ist Platon, dem Platonismus und der Tradition platonischer Philosophie gewidmet und entsteht aus der Zusammenarbeit dreier Universitäten: der Universität Carlos III in Madrid (Instituto de Estudios Clásicos sobre la Sociedad y la Política Lucio Anneo Séneca), der Università degli Studi di Lecce (Dipartimento di Filosofia), und der Université de Paris X - Nanterre (Département de Philosophie). Der Band enthält folgende Beiträge: (1.) Zu Platon: Anne M e r k e r, Corps et châtimeut chez Platon; Klaus S c h ö p s d a u, Richten und Strafen. Zum Strafrecht in Platons *Nomoi*; Francisco L. L i s i, El mito del *Político*; Francesco G r e g o r i o, Οὐ καλῶς: éléments pour une métacritique de l'interprétation aristotélicienne de la *République* de

Platon; Walter G. L e s z l, Plato's attitude to poetry and the fine arts, and the origins of aesthetics; Francesco B e a r z i, Il contesto noetico del *Simposio*; (2.) Zum Platonismus: Francesco F r o n t e r o t t a, La genèse et la succession des réalités atemporelles. Un argument paradoxal chez Plotin (Ennéades V 1 [10] 6, 19–22)? Luc B r i s s o n, La doctrine des degrés de vertus chez les néo-platoniciens. Une analyse de la *Sentence 32* de Porphyre, de ses antécédents et de ses conséquences; (3.) einen Rezensionssaufsatz von Francesco F r o n t e r o t t a, L'unità del Platonismo: Alcuni studi sulla tradizione medioplatonica e neoplatonica. Und schließlich (4.) eine Bibliographie der Platon betreffenden Literatur für die Jahre 2002/2003; diese Platon-Chronik soll in jedem Band fortgesetzt werden.

Herbert Bannert

Platonisches Philosophieren. Zehn Vorträge zu Ehren von Hans Joachim Krämer. Herausgegeben von Thomas Alexander Szlezák unter Mitwirkung von Karl-Heinz Stanzel. Hildesheim: Olms 2001. VIII, 338 S. 1 Porträtabb. (Spudasmata. 82.) ISBN 3-487-11435-6 ISSN 0548-9705

Diese ‚doppelte‘ Festschrift dokumentiert zwei Veranstaltungen für H. J. Krämer in den Jahren 1994 und 1999. Die 10 Vorträge kreisen in unterschiedlichem Abstand um das Thema ‚Platon und die Schriftlichkeit der Philosophie‘ und dokumentieren Diskussionen und historische Entwicklungen der Platoninterpretation und der Rezeption der Arbeiten Krämers. Vittorio H ö s l e, ‚Die Philosophie und ihre Medien‘, stellt die Probleme der Verbreitung wissenschaftlicher Ergebnisse aus der Sicht Platons, begründet durch die Ähnlichkeit des Übergangs von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit und vom Buch zu neuen, audio-visuellen Medien, versuchsweise den Thesen und richtungweisenden Erkenntnissen der Kommunikationswissenschaft seit Marshall McLuhan gegenüber. – Günter F i g a l ordnet das Spezialgebiet der Platonforschung in den großen Zusammenhang der hermeneutischen Philosophie ein. – Klaus O e h l e r und Jens H a l f w a s s e n beschreiben aus verschiedenen Blickwinkeln – wissenschaftsgeschichtlich und philosophisch – die Diskussion über Platons veröffentlichte und nicht veröffentlichte Lehre seit dem Erscheinen von H. J. Krämers grundlegendem Werk ‚Arete bei Platon und Aristoteles‘ (1959). – Michael E r l e r untersucht Elemente epikureischer Theologie im Platonismus der Spätantike (‚Selbstfindung im Gebet‘). – Karl A l b e r t informiert über ‚Platonisches bei Louis Lavalley‘ (1883–1951). – Der eigentlichen Platonexegese sind die übrigen Beiträge gewidmet: Jens H a l f w a s s e n, ‚Monismus und Dualismus in Platons Prinzipienlehre‘; Giovanni R e a l e über ‚Aristophanes‘ Rede im ‚Symposion‘ als sinnbildliche Verhüllung der ungeschriebenen Lehren Platons‘; Maurizio M i g l i o r i über ‚Dialektik und Prinzipientheorie in Platons ‚Parmenides‘ und ‚Philebos‘‘; und schließlich eine unvergleichlich gründliche und fundierte Untersuchung von Wilhelm S c h w a b e, ‚Der Geistcharakter des ‚überhimmlischen Raumes‘. Zur Korrektur der herrschenden Auffassung von Phaidros 247 c–e.“

Herbert Bannert

Giovanni R e a l e, Zu einer neuen Interpretation Platons. Eine Auslegung der Metaphysik der großen Dialoge im Lichte der ‚ungeschriebenen Lehren‘. Übersetzt von Ludger H ö l s c h e r. Eingeleitet von Hans Krämer. Hrsg. von Josef S e i f e r t. 2., um ein Nachwort erweiterte Auflage.

Paderborn-München-Wien-Zürich: Ferdinand Schöningh 2000. 677 S. Abb. ISBN 3-506-77052-7

Dieses Buch bleibt auch in der 2. deutschen Auflage gewichtig, in seiner philosophiegeschichtlichen und in seiner didaktischen Intention, im steten, beharrlichen Kreisen um die Interpretation Platons, und in den ausführlichen Darstellungen wesentlicher Textpassagen unter dem einzigen Gesichtspunkt der schriftlichen und der nicht schriftlich niedergelegten Lehren. Es ist ein Lehrbuch, und es bleibt den Lesern überlassen, Lehren und Informationen aus den Texten und aus deren Aufbereitung zu ziehen. Es ist die erklärte Absicht des Verf., mit seiner in zahlreichen Arbeiten zu Platons Dialogen und zur Geschichte der griechischen Philosophie niedergelegten Sicht auf Platon (vgl. 19/20) in einer neuen, umfassenden Zusammenschau die in Tübingen entwickelten Argumente und Interpretationen zu Platons veröffentlichten und nicht veröffentlichten Werken zu unterstützen und abzuschließen. (Die erste, italienische Ausgabe des Werks, Milano 1989, ist in enger Zusammenarbeit von R. mit Hans Joachim Krämer und Konrad Gaisler entstanden.) – Der Inhalt und die langen und reichhaltigen, mit deutschen Übersetzungen und griechischen Originaltexten belegten Erläuterungen R.s können nur kurz angedeutet werden. Im ersten Teil des Buches ordnet R. zuerst die Platoninterpretation ganz allgemein in den Zusammenhang von Forschungsparadigmen ein und postuliert dann auch in ihrem Fall die Vorteile eines Paradigmenwechsels, d. h. eines Wechsels von bloß am Text orientierter inhaltlicher Auslegung hin zu einer Interpretation, die unter der These von der Ungeschriebenen Lehre zu sehen ist. Der zweite Teil setzt Platons Philosophie gegen die Forschungsebene der Vorsokratiker, setzt also metaphysische Fragen gegen physikalische Untersuchungen, und enthält eine Darstellung der Ideenlehre. Der dritte Teil, „Die systematischen Zusammenhänge zwischen Ideenlehre und Protologie“, will eine schlüssige Lektüre von Politeia, Parmenides, Sophistes, Politikos und Philebos (unter Einbeziehung des ungeschriebenen Philosophos, 351–353) anregen. Der vierte Teil bringt den Auftritt des Demiurgen, mit Interpretationen zum Phaidon und zum Timaios. R. „hat gemäß dem neuen Forschungsprogramm einer wechselseitigen Erhellung von direkter und indirekter Platonüberlieferung im Hauptteil seines Buches (Teile II–IV) den Zusammenhang zwischen beiden Traditionszweigen zusehends enger geknüpft und durch glückliche Textinterpretationen die Erklärungskraft der ungeschriebenen Lehre für Platons Schriften in vielfältiger Weise bewährt.“ (H. J. Krämer in der Einleitung, 13). In einem Nachwort von J. Seifert und einem neuen Nachwort zu dieser 2. deutschen Aufl. von R. ist noch einmal eine Absicherung des Dargestellten unter verschiedenen Gesichtspunkten und eine Zusammenfassung des Erreichten angestrebt. Es ist zweifellos ein Buch, das man, stimmt man der Grundthese zu, gerne, stimmt man nicht zu, dennoch mit Belehrung liest.

Herbert Bannert

Stefan Büttner, Die Literaturtheorie bei Platon und ihre anthropologische Begründung. Tübingen-Basel: A. Francke Verlag 2000. XIII, 408 S. ISBN 3-7720-2754-7

Platons Bewertung der Literatur – negativ als Mimesis, positiv als Enthusiasmus – ist das Thema dieses bemerkenswerten Buches, das als Marburger Dissertation bei Arbogast Schmitt entstanden ist. Doch B. handelt das Thema nicht einfach durch Aufsammeln von Stellen und Referaten der Forschungsbeiträge ab, sondern setzt das Ganze zunächst in einen umfassenden Rahmen. Das erste Kapitel ist überschrieben:

„Platons Anthropologie“: B. versucht, Platons Lehre von der Seele in einen größeren Zusammenhang einzuordnen, der auch die Entwicklung von Platons Menschenbild umfasst, ein Faktum, für das ‚Psychologie‘ letztlich auch nur einen Teilbereich bezeichnet. (Platon hat, in unterschiedlicher Deutlichkeit und entgegen den Ansichten vieler Interpreten, „über sein ganzes Werk hinweg an einer Dreiteilung der Seele festgehalten ..., bei der die Seelenteile als Strebevermögen zu verstehen sind, deren Lust- und Unlustempfinden und deren Wollen von je verschiedenen Erkenntnisleistungen abhängig sind.“ 20.) Der Begriff Anthropologie benennt jedenfalls den Hintergrund, vor dem B. Platons Erkenntnistheorie, die Seelenlehre und die Ideenlehre in der Auseinandersetzung antiker und neuzeitlicher Philosophie zeichnet. Denn einen wesentlichen Grund für die ambivalente Bewertung von Platons Verhältnis zur Literatur und zu literarischen Formen legt B. vor allem in der Sichtweise der Interpreten frei, die Platon eben nicht aus dem Horizont Platons, sondern mit modernen Interpretationskategorien beurteilen. „Was die Platon-Interpreten an Platon beklagen, ist im Grunde die zweipolige Diskurslandschaft der Moderne, wodurch einmal mehr darauf hingewiesen wird, wie wichtig es ist, sich der Vorbegriffe und Kategorien zu vergewissern, mit deren Hilfe man einen fremden Text verstehen will. Auch wenn eine solche Hermeneutik eine unendliche Arbeit ist, so ist in dieser Arbeit doch der Versuch gemacht, dadurch näher an Platons Gedanken heranzutreten, daß in ihr Platons ... psychologische Grundbegriffe wie Wahrnehmen, Erkennen, Meinen, Denken, Fühlen, Wollen usw. genauer als bisher in ihre Bestandteile aufgelöst und dabei vor allem von bewußtseinsphilosophischen Ansätzen abgegrenzt werden. Unter diesen Prämissen ergibt sich nach der Sammlung der Platonischen Bewertungskriterien das Bild einer systematischen und weitgehend einheitlichen Literaturtheorie.“ (366). Damit ist ein neuer Ansatzpunkt gefunden, von dem aus die Frage nach Platons Haltung zu Dichtung und Literatur zu stellen ist.

Den Hauptteil des Buches bildet eine Beschreibung des Platonischen Literaturbegriffs und eine Zusammenstellung und Besprechung aller Stellen, an denen Platon von Literatur spricht, mit einer ausführlichen Abhandlung über die Politeia und kürzeren Kapiteln über das Symposion, Phaidros, Gorgias, abgeschlossen von einer Untersuchung der Passagen über die musische Erziehung in den Nomoi. Die Stellen sind gründlich durchgearbeitet, zitiert, kommentiert und bewertet, und diese sorgfältige und eingehende Besprechung der Grundlagen jeder Interpretation, verbunden mit kurzen Berichten über die Forschungslage und zusammengefasst in treffenden Schluss-Statements, gibt der Arbeit Gewicht. B. geht vom Text aus, legt keine Interpretationsvorgaben unter, sondern stellt heraus und beurteilt, was Platon ausspricht.

Nach dieser gründlichen, stets auf das Ganze von Platons Werk blickenden Zusammenstellung aller, letztlich, wie B. zeigen kann, bei allen Verschiedenheiten über die Zeiten doch einheitlichen Ansichten Platons über Literatur, Dichtung und Musik folgt eine Darstellung des Konzepts von Enthusiasmus bei Platon, mit einer gründlichen Analyse der Forschung und Kapiteln über das Weiterdenken des Enthusiasmus-Begriffs bei Aristoteles.

B. fasst seine Ergebnisse und sein Anliegen einmal so zusammen (366):

„Diese Arbeit versucht Antwort auf die Frage zu geben, nach welchen Kriterien Platon die Literatur bewertet und ob sie zu einer einheitlichen Theorie zusammenstimmen. Die Annahme einer einheitlichen Theorie scheint zunächst auf Grund von Äußerungen Platons, die bald die Literatur als verstandesferne Mimesis verwerfen oder bestenfalls unter bestimmten Auflagen gelten lassen und bald den enthusiastischen Schriftsteller für seine ästhetisch-intuitive Weise, die Welt zu erfassen, loben, bezweifelbar, ... Die vorliegende Untersuchung kann demgegenüber zeigen, daß die ...

Annahme, Platon widerspreche sich in seinen Äußerungen über Schriftsteller und Literatur – erstens, im zehnten Buch der Politeia würde die Dichtung als solche verworfen, zweitens, Platon setze in seiner Seelenlehre ein zwar spontanes und methodisches, aber bloß abstraktes, leeres und emotionsloses Denken einer zwar unkontrollierten und rezeptiven, aber dafür unendlich reichen und authentisch fühlenden Sinnlichkeit gegenüber, weswegen eine rationalistische Poetik einerseits und eine irrationalistische Ästhetik andererseits, die Platon zugleich vertrete, nicht zusammenpaßten –, aus Platons Dialogen nicht ablesbar ist. Im zehnten Buch der Politeia wird nur eine bestimmte Art zu dichten verworfen und die genannte Zweiteilung der Seele ist zum einen ein Systemstück neuzeitlicher Bewußtseinsphilosophie und für sich betrachtet sehr problematisch, zum anderen weit entfernt von Platons Erkenntnis- und Handlungstheorie.“

Das Buch hat, wie ich meine, zu Recht große Beachtung gefunden, denn B. verbindet ein klares Anliegen mit einer gründlichen, umfassenden und auch vieles am Rande des Themas Liegende miteinbeziehenden Durchführung (über nicht ganz fehlerfreie griechische Textstellen sieht man hinweg). Für ausführliche Stellungnahmen verweise ich auf die Besprechungen von I. Männlein-Robert, *Gnomon* 75 (2003), 662–666 und Wolfgang Scheibmayr, Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (27. 11. 2000, Adresse: iasl.uni-muenchen.de/rezensio/liste/scheibm2.htm).

Herbert Bannert

Arbogast S c h m i t t, Die Moderne und Platon. Stuttgart-Weimar: J. B. Metzler 2003. XII, 584 S. ISBN 3-476-01949-7

S. dokumentiert in diesem Buch Ergebnisse des am Seminar für Klassische Philologie der Universität Marburg laufenden Forschungsprojekts ‚Neuzeitliches Selbstverständnis und Deutung der Antike‘, das er seit Jahren leitet. Als zentrale Frage wirft S. „das Verhältnis der platonisch-aristotelischen Erkenntnistheorie zur Erkenntnistheorie der Moderne und die sich aus diesem Verhältnis ergebenden Folgen für die Bereiche der Ästhetik, der Ethik und der Politik“ auf. ‚Metaphysik des Empirischen‘, ‚Wende zum Diesseits‘, das sind die Begriffe, die der Autor als Charakteristika für das Denken der Moderne prägt. Ein Denken, das sich für ihn konstituiert aus einer vom Mittelalter ausgehenden, im Lauf der Jahrhunderte sich immer weiter fortsetzenden Subjektivierung. Die Wahrheit wird demnach nicht mehr in einer transzendentalen Überwirklichkeit gesucht, die das Diesseits überhaupt erst begründet, vielmehr liege sie in den Dingen selbst. Denken sei nunmehr die ‚Verdeutlichung des Gegebenen‘ (Descartes, Kant). Das sich aus dieser Annahme entwickelnde Bewusstsein von Überlegenheit der Moderne gegenüber einem scheinbar ‚finsternen Mittelalter‘ und einer ‚naiven Antike‘ hinterfragt S. kritisch, indem er die scheinbare ‚Naivität der Antike‘ der postulierten ‚Reflexivität der Moderne‘ gegenüberstellt. Die Antike wird von den Denkern der Neuzeit aus der ‚Perspektive des sich selbst frei bestimmenden und entwerfenden Subjekts‘ betrachtet, das den ‚naiven Glauben an eine umfassende natürliche Ordnung der Welt‘ überwunden hat (207). Das Individuum der Antike, scheint es, habe sich aus der ‚Abhängigkeit von einem äußerlichen Sein‘ noch nicht gelöst (exemplifiziert an G. Vico, 81f.) und verfüge noch über keinerlei ‚Erkenntnis der Autonomie der eigenen Innerlichkeit und der Wechselwirkung zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Innen und Außen, zwischen Ich und Welt.‘ Das Festhalten an diesem Ordnungsgedanken impliziere eine ‚unkritische Haltung‘ gegenüber der ‚Subjektivität des Erkennens‘ und in weiterer Folge eine Abhängigkeit von dieser anerkannten äußeren Ordnung, sei diese

nun natürlicher Art, wie etwa eine kosmische Weltordnung, oder eben auch gesetzt, wie es etwa eine autoritative, staatliche ist (207). Erst der Befreiung von dieser Ordnung und der ‚Entdeckung der Souveränität des Denkens‘ (70) verdanke sich die ‚Geburt der Wissenschaften‘ in ihrem heutigen Sinn. Denn sie ziehe als Konsequenz die Auflösung des antik-mittelalterlichen, hierarchisch gegliederten Wissenschaftssystems und die Betonung der Autonomie der einzelnen Wissenschaften nach sich, die dem Verständnis der Neuzeit nach jeweils die sie begründenden Prinzipien in sich tragen und somit an den Maßstäben anderer Wissenschaften gar nicht erst gemessen werden können (208). Ein Autonomieanspruch, den S. keineswegs als unproblematisch wertet – er verweist u. a. auf die Vernachlässigung ethischer Fragen in der naturwissenschaftlichen Forschung. Erst in jüngster Zeit zeichne sich wieder eine tendenzielle ‚Sensibilität‘ oder ‚Offenheit‘ gegenüber einer allzu strikten Grenzziehung zwischen den einzelnen Wissenschaftsdisziplinen ab, und dies geschehe unter Einbeziehung der antiken Philosophie, respektive der platonischen und der aristotelischen, die von S. zumeist ineins gesehen werden; als unbedingte Voraussetzung dafür gilt S. der unverstellte Blick auf dieselben. Die neuzeitliche These von der ‚naiven Antike‘, und dies ist das Hauptanliegen der umfassend argumentierten Darstellung, müsse überwunden und zugunsten einer neuen, der Antike gerecht werdenden Sicht aufgehoben werden, und dies geschehe vor allem durch die Entlarvung der neuzeitlichen Antikenrezeption als einer in ihrem eigentlichen Sinne nicht originär platonischen, sondern als einer von der Stoa und vom Platonbild des Hellenismus geprägten (Kap. 7 „Die Renaissance: nicht die Wiedergeburt ‚der‘ Antike, sondern die Wiederbelebung der hellenistischen Antike“, 66ff.). Das durch diese These gewonnene Bild wendet der Autor auf ästhetische, ökonomische, politische, naturwissenschaftliche und auch evolutionstheoretische Bereiche an. – Eine ausführliche Stellungnahme zu Hintergrund, Thesen und Absichten des Autors bietet die Rezension von Rüdiger Bubner, *Gnomon* 76 (2004), 19–23. *Maria-Christine Leitgeb*

Burkhard Re is, *Der Platoniker Albinos und sein sogenannter Prologos. Prolegomena, Überlieferungsgeschichte, kritische Edition und Übersetzung*. Wiesbaden: Dr. Ludwig Reichert Verlag 1999. XII, 356 S. 29 Abb. (Serta Graeca. Beiträge zur Erforschung griechischer Texte. 7.) ISBN 3-89500-128-7

Der Prologos des Albinos, der als Einleitung vor den Platontext des berühmten cod. Vindobonensis suppl. gr. 7 gesetzt ist (2. H. des 11. Jh.; der gesamte Text ist in den Abb. 20–27 beigegeben), hat in den letzten Jahren – mit ausgelöst durch die vorbildliche und sorgfältige Zusammenstellung der Dokumente zum Platonismus, die Heinrich D ö r r i e begründet und Matthias B a l t e s fortgesetzt hat (*Der Platonismus in der Antike. Grundlagen – System – Entwicklung*, Bände 2 und 3, Stuttgart-Bad Cannstatt 1990 und 1993) – vermehrt das Interesse der Forschung gefunden. Der kleine Text ist trotz seiner unscheinbaren Kürze und des auf den ersten Blick wirr anmutenden Aufbaus ein beachtliches und vor allem authentisches Dokument zur Kenntnis des sog. Mittelplatonismus. Der Text bietet eine kurze Abhandlung über die Literaturgattung des Dialogs und zwei Lektürevorschläge als Anleitung zum Studium der Platondialoge: Als essentielle Kenntnis Platons werden Alkibiades I, Phaidon, Politeia und Timaios vorgeschlagen, gefolgt von einer ausführlicher begründeten Abfolge weiterer Platondialoge für das gründliche Studium der Philosophie. Die Schrift diene als Anleitung für die Platonlektüre und als Einführung in Grundkurse der Philosophie; Marsilio Ficino hat im

Jahr 1460 bei der Vorbereitung seiner Plotinübersetzung eine Kurzfassung hergestellt, die im cod. Parisinus gr. 1816 in seiner eigenen Handschrift erhalten ist (Abb. 15).

R. gibt zunächst einen Überblick über die Forschung; es folgen Zeugnisse zu Leben und Werk des Albinos und seines Lehrers Gaios (2. Jh. n. Chr.), dessen Einführungsvorlesungen in die Philosophie Platons und dessen Interpretation des Schlussmythos der *Politeia* gut bezeugt sind, und über das Verhältnis zum sog. Didaskalikos des Alkinoos (R. begründet neuerlich, unter Einbeziehung aller älteren Argumente, die Trennung der beiden Autoren Albinos und Alkinoos). In Auseinandersetzung mit den Arbeiten von O. N ü s s e r (Albins Prolog und die Dialogtheorie des Platonismus, Stuttgart 1991, Beiträge zur Altertumswissenschaft 12) und T. G ö r a n s s o n (Albinus, Alcinous, Arius Didymus, Göteborg 1995, *Studia Graeca et Latina Gothoburgensia* 61) erweist R. dann überzeugend, dass der Prologos nicht als eigenständige propädeutische Schrift des Albinos zu sehen ist, sondern als ein verselbständigtes Fragment aus den einflussreichen Vorlesungen des Gaios, dessen Erbe und Herausgeber Albinos gewesen ist. Mit gutem Grund wird ja angenommen, dass die (von Albinos publizierten) Vorlesungen des Gaios als Grundkurs des Platonismus das Ausgangswissen für die Neuplatoniker gebildet haben und unmittelbar selbst oder in Abschriften und Exzerpten oder auch durch die Vermittlung des Porphyrios benutzt wurden. Mit der Erkenntnis, dass der Prologos ein Teil dieser Einführungsvorlesungen ist, erübrigt sich auch die Diskussion um die Möglichkeit eines epitomierten Textes. Im umfangreichen zweiten Teil des Buches legt R. die Überlieferungsgeschichte des Textes offen, mit einer Aufarbeitung aller bekannten Textzeugen und mit Beschreibungen und Bewertungen der einzelnen Hss. Zum Abschluss und als Ergebnis der Untersuchung steht eine Neuedition und eine Übersetzung des Prologos auf der Grundlage des Texts, den K. F. Hermann im 6. Band seiner Platonausgabe gedruckt hat (1853). – Anmerkung zur Wirkungsgeschichte des Thukydides: Am Ende des Einleitungskapitels, der Erörterung der Frage, was eigentlich ein Dialog ist, führt Albinos in einem Nachsatz als typisches Beispiel für einen unechten, nur künstlich hergestellten Dialog den Melierdialog an (Prologos 2, 15–18 Hermann): „So werden wir das, was bei Thukydides gesagt wird, um dem Sinn nach (τῶν δυνάμεων) die Eigenheit von Dialogen abzubilden, nicht als einen Dialog bezeichnen, sondern eher als zwei Volksreden, die mit Überlegung einander schriftlich entgegengesetzt wurden.“ (Zu den Textproblemen des Satzes vgl. den Apparatus criticus bei R. 307; zu dem nur schwer zu verstehenden und von Hermann und anderen getilgten Ausdruck τῶν δυνάμεων, der im cod. Vindobonensis eindeutig zu lesen ist [hier mit der technisch-rhetorischen Bedeutung von δύναιμι wiedergegeben], kann man vielleicht τῶν λεχθέντων bei Thuk. 1, 22 assoziieren.)

Herbert Bannert

Zur Römischen Philosophie

Cicero, Gespräche in Tusculum. Herausgegeben und übersetzt von Olof G i g o n. Düsseldorf-Zürich: Patmos Verlag (Artemis & Winkler) 2003. 394 S. (Bibliothek der Alten Welt.) ISBN 3-7608-4107-4

Es ist dies der unveränderte, um den lateinischen Text gekürzte Neudruck der zuerst 1951, dann in 2. Auflage 1970 (4. Auflage 1998) in der zweisprachigen Tusculum-Bücherei erschienen Übersetzung von Olof G i g o n. Erneuert wurde lediglich das Literaturverzeichnis (387/388).

Herbert Bannert

Karin S c h l a p b a c h, Augustin, Contra Academicos (vel de Academicis), Buch 1. Einleitung und Kommentar. Berlin-New York: Walter de Gruyter 2003. VIII, 254 S. (Patristische Texte und Studien. 58.) ISBN 3-11-017811-7

Unter der Leitung von Therese F u h r e r und als Ergänzung zu ihrem 1997 publizierten Kommentar zu Buch 2 und 3 von Contra Academicos entstand diese 2001 als Dissertation an der Universität Zürich approbierte und für die Drucklegung geringfügig überarbeitete Publikation; somit steht nun für Augustinus' früheste erhaltene Schrift ein durchgehender detaillierter philologisch-philosophischer Kommentar zur Verfügung. Die Zäsur zwischen Buch 1 und 2 zu setzen, lag angesichts kompositioneller (in Buch 2 markiert ein Proömium einen Neubeginn; aus ihm geht freilich nicht hervor, wie von S. angedeutet [3], daß Buch 1 getrennt von den beiden anderen an Romanianus, den Adressaten des Werks, geschickt wurde) wie auch inhaltlicher Kriterien (Buch 1 enthält philosophische Propädeutik) nahe.

Dem Detailkommentar stellt S. in ihrer Einleitung, in der sie die allgemeineren Themen ausspart, die bereits F u h r e r diskutiert hatte (Chronologie etc.), zunächst die Behandlung der Thematik von Buch 1 voran; die stichwortartige Nachzeichnung von Handlungsablauf und inhaltlicher Gliederung (5–7) läßt (leider nur implizit) erkennen, daß die genannte Gliederung von c. acad. (Buch 1; Buch 2/3) in Buch 1 verkleinert gespiegelt wiederkehrt: Der das erste Buch abschließende dritte Gesprächstag ist dadurch von den beiden vorangegangenen abgesetzt, daß er mit der Erörterung eines neuen Themas beginnt. Es ist übrigens kein Zufall, daß dies exakt die Stelle ist, an der Augustinus Ciceros berühmte Definition der Philosophie (off. 2, 5; Tusc. 4, 57; vermutl. auch in Hort. enthalten, s. 157–159) in die Diskussion einbringt. Ferner behandelt S. in der Einleitung die Bedeutung von philosophischer Protrepik und Propädeutik für Buch 1 sowie sein Verhältnis zum Hortensius – ein gleichermaßen wichtiges wie kontroversielles Thema, das S. klar und klug differenzierend präsentiert. Im Vorwort systematisch behandelt zu werden, hätte weiters die Frage nach Augustinus' Kompositionstechnik verdient; S. geht nur im Kommentarteil vereinzelt darauf ein (z. B. 74 zu 1, 5, 7–12: Alypius' Abreise als retardierendes Element), wobei freilich manche Details unberücksichtigt bleiben (z. B. daß dadurch, daß die Schüler Trygetius und Licentius öfters ihnen aus dem Unterricht bekannte Definitionen aus Ciceros Hortensius vergessen zu haben scheinen, der Autor einen aus der Gesprächssituation erwachsenden Anlaß hat, Ciceros Positionen dem Adressaten und den Lesern in Erinnerung zu rufen).

Der Kommentar selbst fokussiert mit großem Gewinn für den Benutzer philosophische Fragen: Es gelingt S. sehr gut, die Positionen der Diskutierenden, ihre Argumentationswege sowie deren Originalität bzw. Abhängigkeit von der Tradition darzustellen. Dieser Zugang zum Text führt bisweilen auch zu philologischen Ergebnissen im engeren Sinn: So kann S. z. B. durch genaues Nachzeichnen der logischen Abfolge eines Gedankengangs in 1, 13, 16f. den bisher als Frage verstandenen Satz *et eam sapientiam nominat nemo* als Aussage erweisen. Diese und weitere von der Ausgabe Greens (CC 29) abweichende Interpunktionen sind gemeinsam mit Vorschlägen zur Textgestaltung in einer Appendix zusammengefaßt. – Die Texterklärungen bieten auch dem sprachlich weniger geschulten Leser nützliche Hilfestellungen; sie sind philologisch solide und nur selten verbesserungswürdig (z. B. 1, 11, 43f.: *corporis labe* nicht „körperliche Schwäche“, sondern „Kontamination durch den Leib“). Manche Beobachtungen zu sprachlich wenig auffälligen Erscheinungen (z. B. zu 1, 5, 25; 26; 1, 11, 33) hätten zugunsten der

Textinterpretation kürzer ausfallen können; so hätte der Leser aus einer Erklärung, warum Augustinus sich erst in 1, 6, 38f. auf die Rolle des Schiedsrichters zurückziehen kann, Nutzen gezogen: Entgegen der literarischen Tradition kommt die Diskussion in c. acad. nämlich zunächst nicht in Gang (dazu paßt das erwähnte retardierende Moment von Alypius' Abreise). Erst als nach einigen Interventionen von seiten des Augustinus die Schüler gegensätzliche Positionen einnehmen, ist ihr Lehrer als Dialogpartner (fürs erste) entbehrlich.

Abgesehen von diesen vereinzelt Punkten ist die Publikation rundum gelungen. Sie leistet nicht nur Erhebliches für das Verständnis dieser Frühschrift, sie ist auch dazu geeignet, im Philologen wie im Philosophen Lust zu wecken, sich mit den Originaltexten des Kirchenvaters eingehend zu beschäftigen.

Dorothea Weber

Zur antiken Medizin, Pharmakologie und Naturwissenschaft Medizin

Hippocratis De aere aquis locis / Hippokrates, Über die Umwelt. Herausgegeben und übersetzt von Hans Diller. Zweite, unveränderte Auflage. Berlin: Akademie Verlag 1999. 101 S. (Corpus Medicorum Graecorum. I 1, 2.) ISBN 3-05-003344-4 ISSN 0070-0347

Diese maßgebliche moderne Ausgabe der Schrift von der Umwelt (erstmalig 1970 erschienen) ist wieder zugänglich. Gültig bleibt die sorgfältige Aufarbeitung der Handschriftenüberlieferung und die treffsichere Übersetzung des wichtigen Textes. Mit Respekt sei auf den vorbildlichen Stil der lateinischen Einleitung verwiesen.

Herbert Bannert

Hippocratis De capitis vulneribus / Hippocrates, On head wounds. Edition, translation and commentary by Maury Hanson. Berlin: Akademie Verlag 1999. 130 S. (Corpus Medicorum Graecorum. I 4, 1.) ISBN 3-05-003339-8 ISSN 0070-0347

Für diese erste Ausgabe der schädelchirurgischen Schrift aus dem Corpus Hippocraticum seit der von H. Kühlewein (Leipzig 1902) wurden die neun griechischen Handschriften und die sekundäre Überlieferung neu untersucht und bewertet. Die Abhandlung, die im Corpus sonst nicht erwähnt, aber von Galen mehrfach zitiert wird, hat einige Beziehungen zur Schrift De ulceribus und weniger auffällige Verbindungen zu anderen Texten (zusammengestellt 53–57). Die Schrift kann mit einiger Wahrscheinlichkeit in die erste Hälfte des 4. Jh. v. Chr. datiert werden. Es handelt sich um eine konzentriert zusammenfassende Fachschrift, „in the context of pre-twentieth century medicine and given the knowledge available to its author, De capitis vulneribus is a fine example of a practical surgical handbook.“ (57). Die Schrift ist für die rasche Orientierung des behandelnden Arztes gut aufgebaut, zur Diagnose versehen mit Beschreibungen der Verletzungsmöglichkeiten und möglichen Orte einer Läsion, Entscheidung für eine Operation, Behandlung und Versorgung der Wunde. Die Übersetzung gibt diesen Stil gut wieder, der Kommentar ist ausreichend, der Wortindex erleichtert die Benützung.

Herbert Bannert

Anargyros Anastassiou - Dieter Irmer, Testimonien zum Corpus Hippocraticum. Teil II: Galen. 1. Band: Hippokrateszitate in den Kommentaren und im Glossar. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1997. XXXIX, 535 S. ISBN 3-525-25807-0

Dies ist der erste Band einer Reihe, die alle Testimonien der über 60 Traktate des Corpus Hippocraticum, also die für die Textedition und auch die Rezeption der Schriften des Hippokrates wichtige, weitgehend unaufgearbeitete Sekundärüberlieferung dokumentieren soll, aufgeteilt in die Testimonien im Werk des Galen (Teil II; mit der Edition dieser Texte wurde im vorliegenden Band begonnen; Band II 2 ist mittlerweile erschienen: Hippokrateszitate in den übrigen Werken Galens einschließlich der alten Pseudo-Galenica, Göttingen 2001) und die Zitate bei Autoren vor Galens Zeit (Teil I, in Vorbereitung). Die besondere Schwierigkeit der Edition und damit die große Leistung der Herausgeber liegt, wie bei allen Versuchen, sich dem Werk des Pergamenischen Starmediziners zu nähern, in der Beurteilung der disparaten Überlieferungs- und Editionsverhältnisse des Galen, denn viele der Schriften liegen nur in der Ausgabe von C. Kühn vor; in diesen Fällen haben die Herausgeber den Text der herangezogenen Abschnitte nach Möglichkeit neu erstellt. Dazu tritt fallweise noch die Berücksichtigung der arabisch überlieferten Kommentare oder Kommentarteile und die arabische Übersetzung mancher Primärtexte – mit Sicherheit eines der umfassendsten, schwierigsten und arbeitsaufwändigsten Gebiete der Philologie.

Die einzelnen Eintragungen informieren zunächst über Titel und Autorenverhältnisse der von Galen kommentierten Schriften aus dem Corpus Hippocraticum (A); es folgen die zuweisbaren Testimonien, die jeweils als ein in sich geschlossener Textabschnitt zitiert und mit Kontext ausgeschrieben sind (B), fallweise ergänzt durch eine Zusammenstellung von Testimonien, die aus einem bestimmten Traktat zitiert werden, in dessen uns erhaltenem Text aber nicht nachgewiesen werden können (C). Besonders wertvoll sind die an den Anfang der einzelnen Eintragungen gestellten Informationen zu den einzelnen Schriften des Hippokrates und den dazugehörigen Kommentaren Galens, denn sie geben einen Einblick in die bekannt schwierige Situation der Zusammengehörigkeit der Texte. Die Einleitung bietet, über die Benützungshinweise hinausgehend, eine Einführung in die Gattung der Galenischen Hippokrateskommentare, einen Überblick über die verwendeten Primärquellen, und eine ausführliche Bibliographie. Neben den benötigten Registern sind in zwei Anhängen Testimonien, die in der Hippokratischen Schriftensammlung nicht eindeutig lokalisiert werden können, und antike Nachrichten über Hippokrates und die Hippokratische Schriftensammlung zusammengestellt.

Es ist ein wichtiges Werk entstanden, das eine Grundlage bietet für die Texterstellung und für die Interpretation der Schriften des Corpus Hippocraticum und die noch unübersichtlicheren Schriften des Galen.

Herbert Bannert

Lorenzo Perilli, Menodoto di Nicomedia. Contributo a una storia galeniana della medicina empirica con una raccolta commentata delle testimonianze. München-Leipzig: K. G. Saur 2004. 252 S. (Beiträge zur Altertumskunde. 206.) ISBN 3-598-77818-X

Der Ausgangspunkt der Arbeit P.s ist ein Satz von Karl Deichgräber (Die griechische Empirikerschule. Sammlung der Fragmente und Darstellung der Lehre,

Berlin 1930): „Bei allen Lehren, die Galen dem Menodot zuschreibt, ist die Frage zu stellen, ob sie nicht einfach als verarbeitetes Gut früherer Empiriker bei Menodot gestanden haben.“ P. macht es sich zur Aufgabe, die Quellen (in erster Linie Galen) und die Belege für echten Einfluss des Menodot zu prüfen und zu verifizieren, gleichzeitig aber auch den Platz des Menodot in der Medizin- und Philosophiegeschichte zu bestimmen, also die Beziehungen zu früheren Lehrmeinungen (Empiriker und Alexandriner zur Zeit des Herophilos) herauszuarbeiten. Das Buch ist eingeteilt in (1.) ‚Korridoren‘: Anfänge der Empirikerschule, Galen als Quelle für Menodotos und Menodotos als Quelle des Galen; (2.) ‚Daten‘: Schriften des Menodotos (und die Frage der ihm von Galen zugewiesenen Titel), Darstellung und Rekonstruktion der wichtigsten medizinischen Beiträge des Menodotos (Phlebotomie), Beziehungen zu anderen Empirikern und zu Skeptikern; (3.) ‚Interpretationen‘: medizinische und philosophische Konzepte (Vorgehen nach Analogie oder Similitudo). Belegstellen, Testimonien, Zitate und Fragmente sind über diese Kapitel verteilt, die somit gleichzeitig Quellen und gewonnenen Text enthalten.

Herbert Bannert

Αἰμίλιος Δημ. Μαυρουδέης, Ἀρχιγένης Φιλίππου Ἀπαμεύς. Ὁ βίος καὶ τὰ ἔργα ἐνὸς Ἑλλήνα γιαιτροῦ στὴν αὐτοκρατορικὴ Ῥώμη. Ἀθήναι: Ἀκαδημία Ἀθηνῶν. Κέντρον Ἐκδόσεως Ἔργων Ἑλλήνων Συγγραφέων 2000. LXI, 469 S. (Πονήματα. Συμβολές στὴν Ἔρευνα τῆς Ἑλληνικῆς καὶ Λατικῆς Γραμματείας. 3.) ISBN 960-7099-83-4

Dies ist die erste umfassende Monographie, die ausschließlich dem Leben, den Resten der Werke, den Quellen und der Lehre des berühmten Arztes Archigenes aus Apamea (1./2. Jh. n. Chr.) gewidmet ist. Die Untersuchung ist in vier Teile gegliedert: (1.) Testimonien zur Biographie: Hauptquelle ist der Artikel in der Suda, wichtig sind auch Zeugnisse bei Galen. (2.) Werke des Archigenes: 17 Titel können als gesichert gelten, dazu 5 Briefe. Für die Schrift *De pulsibus* (zu ihr hat Galen einen – sehr kritischen – Kommentar verfasst) können Struktur und Inhalt einigermaßen genau rekonstruiert werden. (3.) Überlieferungsgeschichte: Die Überlieferung von *De pulsibus*, *De locis affectis* und der Briefe lässt sich nachzeichnen; Weiteres kann für die Schriften *Σύνοψις τῶν Χειρουργουμένων* und *Χειρουργούμενα* vermutet werden. Für die Überlieferungsgeschichte ausgewertet werden auch Informationen bei arabischen und armenischen Ärzten; den Hauptteil des Abschnitts bildet ein Verzeichnis der Hss., in denen vermutlich Werke des Archigenes (meist bisher unerkannt) überliefert sind, und eine Zusammenstellung von Fragmenten, die aus anonym überlieferten Texten stammen, weiteren, die in die *Libri medicinales* des Aetios aus Apamea eingeschoben sind, sowie die Kapitel der *Epitoma medica* des Paulus Aegineta, die sich als Einlage bei Aetios finden und die der *cod. Vaticanus Palat. Graec. 199* dem Archigenes zuweist. (4.) Die Quellen des Archigenes, soweit sich diese erkennen und aussondern lassen (es handelt sich vor allem um Namen von Ärzten, die im Zusammenhang mit Heilmitteln genannt werden). In drei Anhängen stellt M. noch weiteres Material zusammen: Schriften, die von arabischen Ärzten dem Archigenes zugewiesen werden; falsche Zuschreibungen in der Sekundärliteratur; antike Autoren, die als Quellen für Archigenes ausgeschlossen werden können. Ausführliche Register erschließen die Darstellung und ihre Quellen.

Herbert Bannert

Galen *De foetuum formatione* / Galen, Über die Ausformung der Keimlinge. Herausgegeben, übersetzt und erläutert von Diethard N i c k e l. Berlin: Akademie Verlag 2001. 198 S. (Corpus Medicorum Graecorum. V 3, 3.) ISBN 3-05-003691-5 ISSN 0070-0347

Es ist dies die erste nach den Handschriften (mit einer zweisträngigen Überlieferung) gearbeitete Ausgabe des Textes (zuletzt gedruckt 1822 von Kühn in Bd. 4, 652–702) dieser kleinen Schrift des Galen, die in den Jahren nach 193 n. Chr., also in der letzten Lebenszeit des Autors (43/44) entstanden ist. Das Ziel der Darstellung ist eine Zusammenfassung und neuerliche Erklärung medizinischer Fakten (die gegen andere, von Galen verworfene, weil nicht auf anatomischer Untersuchung aufgebaute Meinungen verteidigt werden), aus denen schließlich philosophische Zusammenhänge gefolgert werden können: Eine wesentliche Erkenntnis Galens ist, dass auf Grund seiner Beobachtungen der Entwicklung des Embryos, analog zum Wachstum der Pflanzen, bei denen auch zuerst die für die Existenz des Organismus wichtigen umgebenden Teile ausgebildet werden, das Herz erst nach der Leber (die Galen für eine Verdickung des Blutes hält) entsteht. Die Existenz des Embryos ist also zuerst wie bei den Pflanzen eine vegetative, die mit dem Einsetzen des Herzschlags beendet wird. In einer dritten Phase entsteht das Gehirn, in einer vierten werden die später ausgebildeten Körperteile (und die Schädelknochen) gekräftigt. Diese These verteidigt Galen gegen verschiedene philosophische Schulmeinungen. Die Frage nach der Schöpfungsursache und die Frage nach der Substanz der Seele bekennt Galen nicht beantworten zu können, so dass die Schrift in diesem Punkt aporetisch endet. Dokumentiert ist auch das Dilemma des Arztes und Naturforschers, dem sich die Existenz der Seele notwendig ergibt, der aber nicht glaubt, dass diese in den Lebewesen nachweisbar ist – ein Grund für die zornige Reaktion des Galen bei einem Problem, das er doch nicht befriedigend lösen kann, bei dessen Behandlung es sich aber seiner Meinung nach Philosophen viel zu leicht machen. Hingewiesen sei noch auf die von Galen aufgeworfene Frage nach dem Grund für die Fähigkeit, beim Sprechen mit auch dem Anatomen nicht genauer bekannten Muskeln der Zunge und ohne dabei überlegen zu müssen, welche Muskeln benötigt werden, Laute zu artikulieren (6, 6ff. 23ff.). Auch die Ähnlichkeit von Kindern und Eltern kann er sich nur durch das Weitergeben von Seelensubstanz erklären, freilich ohne auch dies an der Stelle genauer auszuführen (6, 29; dazu jeweils eingehende Erklärungen und Parallelstellen im Kommentar). Bei aller Schroffheit, in Argumenten und Sprache, ist in diesem späten Werk, das die beiden Leidenschaften des Galen – sachliche Beschreibungen auf der Basis von Autopsie und Erfahrung und Einordnen der Fakten in philosophische und religiöse Zusammenhänge – vereint, die Reverenz an Platon nicht zu übersehen.

Alle Dokumente zur Texterstellung und zur Einordnung der Schrift, zu Sprache, Stil, Aufbau und Inhalt hat N. in seiner Einleitung zusammengestellt. Der Erklärung des Textes dient der ausführliche Kommentar, der Wege durch das reichlich belegte, aber schwer zu überblickende Denken des Galen weist und seine Ansichten zur Embryologie ebenso wie seine Stellung zu einzelnen philosophischen Schulmeinungen ordnet und zu begründen sucht.

Herbert Bannert

Galen *De propriis placitis* / Galen, On my own opinions. Edition, translation and commentary by Vivian N u t t o n. Berlin: Akademie Verlag 1999. 247 S. (Corpus Medicorum Graecorum. V 3, 2.) ISBN 3-05-003340-1 ISSN 0070-0347

De propriis placitis ist Galens letzte Schrift, und sie ist ein rares Dokument des Versuchs einer Autobiographie oder besser einer Bilanz des Lebens, gespiegelt in unzähligen eigenen Publikationen, die der Autor selbst als ein zusammenhängendes Ganzes begreift. Und N. legt hier die Editio princeps dieses Textes vor. Denn die verzweigten Wege der Überlieferung dieser Retraktionen Galens sind ganz außergewöhnlich. Der vorliegende, fast die ganze Schrift (eingeteilt in insgesamt 15 Kapitel) überliefernde Text ist die mittelalterliche (oft sehr missverständliche) lateinische Übersetzung einer arabischen Übersetzung des griechischen Originals, und diese lateinische Fassung ist als Hauptüberlieferung anzusehen. Die ursprüngliche arabische Übersetzung ist, bis auf einige (ungenau) Zitate bei anderen arabischen Autoren, verloren, aber geringe Textauschnitte (cap. 2/3) sind in der hebräischen Übersetzung des arabischen Textes erhalten, die der jüdische Philosoph Ibn Falaquera im Jahre 1263 in Spanien angefertigt hat (1995 von M. Zonta entdeckt). Galens eigener griechischer Text liegt schließlich in insgesamt zehn Zitaten und für die letzten drei Kapitel der Schrift zur Gänze vor; die letzten beiden Kapitel sind als eigener Titel De substantia virtutum naturalium im griechischen Original überliefert, und von diesem Text gibt es auch eine zweite lateinische Übersetzung von Niccolò da Reggio aus der ersten Hälfte des 14. Jh. Kein Zweig all dieser Überlieferungen enthält den Text der ganzen Schrift; doch aus den einzelnen Teilen lässt sich dieser zusammenstellen, und dies hat N. zum ersten Mal geleistet.

In der Einleitung zeichnet N. die Geschichte der Editionen und Ersteditionen der disiecta membra der Schrift, deren moderne Teileditionen allmählich ab dem Anfang des 20. Jh. publiziert wurden (Georg H e l m r e i c h, Karl K a l b f l e i s c h, Benedict E i n a r s o n). Galen gibt in seinen Schriften De ordine librorum suorum und De libris propriis in erster Linie seinen eigenen Texten eine authentische Interpretation und so seinen Lesern Kriterien in die Hand, echte von unechten Schriften zu unterscheiden. In De propriis placitis ist sein Zugang ein anderer: Absicht der Schrift ist die philosophische und geistesgeschichtliche Rechtfertigung seiner umfassenden Tätigkeiten, verbunden auch mit einem deutlich erkennbaren literarischen Anspruch. Es ist der Versuch, sein Denken als einheitliches Ganzes darzustellen. Wie er in De libris propriis seine Werktitel mit der Anerkennung der Echtheit versieht, so gibt er in De propriis placitis seinen wissenschaftlichen und praktischen Ansichten und Denkergebnissen Gültigkeit.

Der Text ist in allen vorliegenden Fassungen und Varianten im Paralleldruck dargestellt; ein sehr ausführlicher Kommentar erläutert in der Hauptsache die sprachlichen Probleme, die sich unter anderem aus den Arabismen des lateinischen Textes ergeben, und hier sind auch die oft entstellten Eigennamen richtig wiedergegeben und erklärt. Ein seltenes und wichtiges Buch, das die Mühen des Editors durch seine Ergebnisse rechtfertigt.

Herbert Bannert

Marcus Terentius Varro, Gespräche über die Landwirtschaft, herausgegeben, übersetzt und erläutert von Dieter F l a c h. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Buch 1: 1996. XII, 382 S. ISBN 3-534-11647-X

Buch 2: 1997. IX, 405 S. ISBN 3-534-11648-8

Buch 3: 2002. X, 340 S. 12 Abb. ISBN 3-534-11649-6

(Texte zur Forschung. 65. 66. 67.) ISSN 0174-0474

M. Terentius Varros Bücher über die Landwirtschaft gelten als schwierig und scheinen wegen des oft schwer verständlichen und gewundenen Stils des Autors Texteingriffe zu fordern. F. hat demgegenüber nicht nur die handschriftliche Überlieferung neu durchgearbeitet, sondern auch Varros Stileigenheiten zu akzeptieren versucht und kommt so zu einem neu erstellten Text, dessen Lesarten in einem umfangreichen textkritischen Apparat dokumentiert sind. Dazu hat F. zum ersten Mal eine deutsche Übersetzung des Textes erarbeitet und einen aufschlussreichen und gleichzeitig knapp gehaltenen Kommentar verfasst. Die drei Bände der Ausgabe sind getrennt konzipiert und können jeder für sich benützt werden. Jedem der Bücher Varros (Ackerbau, Viehzucht, Hof- und Gehegetierhaltung) hat F. ein sehr lesenswertes Vorwort beigegeben, das nur die Grundinformationen wiederholt und jeweils Inhalt, Form, Quellen und die Handschriftenlage ausführlich behandelt. Varro hinterließ bekanntlich in 600 Büchern zwischen 60 und 70 Schriften, und dass wir die Gespräche über die Landwirtschaft als einzige der größeren Schriften nahezu vollständig erhalten haben, rechtfertigt eine umfassende Behandlung. Text, Übersetzung und Kommentar machen mit hoher, bei der schwierigen Materie bewundernswerter Präzision den Text zugänglich.

Varro hält sich, obwohl er und seine Frau Galla Fundania selbst Ländereien und Landwirtschaft besaßen, im Gegensatz zu seinem römischen Vorgänger Cato ausdrücklich nicht selbst für einen Agrar-Fachmann, wie in seinen anderen Schriften sind es auch antiquarische Interessen, die ihm das Thema nahelegen. (Die literarische Form des Dialogs, am besten durchgeführt im 2. Buch, kontrastiert offensichtlich Catos Stil der Anweisungen und Regeln.) Es geht ihm auch nicht in erster Linie, wie Cato, um den kargen Vorrang der Bearbeitung des Landes vor allen anderen Annehmlichkeiten, sondern er sieht sehr genau, dass der Gutsbesitzer und Landwirt auch gewissen Komfort benötigt, um die Mühen und Kosten der Landarbeit auf sich zu nehmen; Vorschläge zur Organisation von Festen kann man wohl so verstehen, ebenso wie das Augenmerk, das Varro darauf richtet, Gelegenheiten und Einrichtungen für Gastmähler etwa in den Obstgalerien des Gutshofes (1, 59, 2) zu schaffen (vgl. die Einleitung zu Bd. 2, 8). Als Quellen seiner Darstellung (abgeschlossen mit ziemlicher Sicherheit im Jahre 36 v. Chr.: 15) nennt Varro eigene Erfahrungen und Beobachtungen, die Lektüre von Fachschriften, und die Befragung von Fachleuten. In einer langen Liste zu Beginn des 1. Buches gibt Varro seine Quellen an (1, 1, 7–11), und es bleibt von Interesse, dass er sein Werk durch mehrfache Vermittlung auf das große landwirtschaftliche Lehrbuch des Karthagers Mago zurückführt; von den beiden Pflanzenschriften des Theophrast sagt er: *isti (sc. Theophrasti) libri non tam idonei iis, qui agrum colere volunt, quam qui scholas philosophorum* (1, 5, 2). Die *rerum rusticarum libri tres* sind ihrerseits Quellen für die Bücher des Columella und die Naturgeschichte des älteren Plinius.

Besonderes Interesse fand seit jeher das 3. Buch über die *pastio villatica*, die Hof-tierzucht (Geflügel, Bienen, Fische, Wildgehege), denn mit der Beschreibung seiner Vogelhausanlage bietet Varro einen direkten Zugang zu einer Einrichtung eines römischen Gutsbesitzers. Dennoch aber blieb die Rekonstruktion der Anlage in ihren Details unklar und umstritten; auch in diesem Punkt kommt F. nach Prüfung aller vorliegenden Texte, Interpretationen und Rekonstruktionen zu einem neuen, überzeugenden Ergebnis (dokumentiert in den Abb. des 3. Bandes).

F. hat mit den drei Bänden nicht nur eine kommentierte Ausgabe eines schwierigen Autors, sondern ein Kompendium zur Kenntnis der römischen Landwirtschaft vorgelegt.

Herbert Bannert

Christian Sch ulz e, Celsus. Hildesheim - Zürich - New York: Georg Olms Verlag 2001. 158 S. (Studienbücher Antike. 6.) ISBN 3-487-11293-0 ISSN 1436-3526

Von dem enzyklopädischen Gesamtwerk des Celsus, das Werke über die Landwirtschaft, die Rhetorik, die Philosophie, das Militärwesen und wohl auch die Jurisprudenz umfasst hat, sind uns nur die acht Bücher über die Medizin fast vollständig überliefert. Sie wurden schon 1478 bei Bartholomaeus Fontius in Florenz zum ersten Mal gedruckt (allerdings nach schlechten Hss., die Aldina folgte 1528) und liegen seit 1915 als erster Band des *Corpus Medicorum Latinorum* in einer durchgearbeiteten, aber auch umstrittenen Edition von Friedrich M a r x vor. Das elegant-vorbildliche Latein des Celsus, vor allem seine kunstvollen und stilsicheren Proömien, und die detailgenauen Beschreibungen medizinischer und pharmazeutischer Fakten haben den Fachschriftsteller für Philologen und Medizinhistoriker interessant gemacht, wenn auch, wie bei vielen lateinischen Quellen für medizinische Themen, die Rezeption verhältnismäßig gering geblieben ist; die Medizin war eine griechische Wissenschaft, und auch nur griechisch schreibende Autoren wurden über arabische und syrische Übersetzungen tradiert. Die Frage nach der Ausbildung des A. Cornelius Celsus – Arzt oder Fachschriftsteller – und die Frage nach den Adressaten seiner Werke wurde lange und mit vielen Argumenten, jedoch ohne schlüssiges Ergebnis diskutiert. S. vertritt wieder die Ansicht, dass Celsus Arzt war und für Ärzte schrieb (78–84).

Der Band ordnet Celsus in die Literatur- und Medizingeschichte ein, verweist auf wichtige Ansätze der Interpretation, und beschreibt Aufbau und Inhalt der acht Bücher (mit einigen kurzen Textproben). Eine umfangreiche Bibliographie, in der Aufmachung eines Forschungsberichts, gibt einen guten Überblick und ergänzt den Bericht von P. M u d r y in ANRW 2, 37, 1 (1993), 787–799.

Zu einigen Einzelheiten. S. 21: „der spätantike Arzt Galen (129–216 [?] n. Chr.)“: das Fragezeichen gilt nicht der Bezeichnung ‚spätantik‘, sondern der von Vivian Nutton begründeten neuen Datierung der Lebenszeit des pergamenischen Starmediziners. – S. 50: Die Droge, die Helena den am Gastmahl zu Ehren des Telemach teilnehmenden Helden in den Wein mischt (Od. 4, 219–229), ist kein „schmerzstillendes Mittel“, sondern eine Art Psychopharmakon, das Vergessen schafft und Wohlbefinden verursacht; Helena unterstützt die Wirkung noch mit einer Geschichte, die Freude und Heiterkeit bewirkt und die trübe Stimmung aufhellen soll. – S. 69: Zu den Ansichten über die Kenntnis der Antike von Keimen oder Bakterien, die ein einziges Mal bei Varro, *res rusticae* 1, 12 zum Ausdruck kommt und dort vielleicht weniger visionär ist als viel eher dem Volksglauben entspringt, dass unerklärte Krankheiten von unsichtbaren Kleinstlebewesen verursacht werden könnten, vgl. die zusätzlichen Literaturangaben im Kommentar von F l a c h z. St. (Marcus Terentius Varro, Gespräche über die Landwirtschaft. Buch 1, herausgegeben, übersetzt und erläutert von Dieter Flach. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1996, 263).

Herbert Bannert

František Š i m o n, Terminologia Medicinae Antiquae. Beiträge zur Geschichte der medizinischen Terminologie. Košice: Pavol Jozef Šafárik-Universität 2003. 94 S. (Bestellungen beim Verf.: simonf@kosice.upjs.sk) ISBN 80-7097-540-7

Der Band versammelt, teilweise erstmals in deutscher Übersetzung, einige der wichtigen Arbeiten des Verf. zur medizinischen Terminologie und zeigt deutlich die besondere Verbindung zwischen klassischer Philologie, Medizin, Medizingeschichte und Linguistik. Die Beiträge im Einzelnen: ‚Über die historische Forschung der medizinischen Terminologie‘ (1989); ‚Über den Bedeutungswandel der Suffixe -itis, -oma und -osis in der medizinischen Terminologie‘ (1988); ‚Was ist $\lambda\upsilon\gamma\epsilon\ \kappa\epsilon\nu\acute{\eta}$? (Thuc. II 49, 4)‘ (aus WSt. 112, 1999, 29–37); ‚Die Pestbeschreibung des Thukydides als Übersetzungsproblem‘ (1996); ‚Kann $\mu\alpha\acute{\iota}\alpha$ als „lady doctor“ übersetzt werden?‘ (1997; S. kommt zu dem Ergebnis, dass diese Übersetzung nicht korrekt ist und auch die Frage nach Ärztinnen in der Antike mit diesem Terminus nicht verbunden werden darf: 58); ‚Zu Galens medizinischer Terminologie‘ (2000); ‚Krankheitsbezeichnungen bei Galen, Caelius Aurelianus und Isidor von Sevilla‘ (1992/1998). Alle Beiträge sind überarbeitet und mit weiterführenden Hinweisen versehen. *Herbert Bannert*

Ärztelkunst und Gottvertrauen. Antike und mittelalterliche Schnittpunkte von Christentum und Medizin. Herausgegeben von Christian Schulze und Sibylle Ihm. Hildesheim-Zürich-New York: Georg Olms Verlag 2002. 138 S. (Spudasmata. 86.) ISBN 3-487-11603-0 ISSN 0548-9705

Zur interdisziplinären Behandlung eines in dieser Form noch nicht gestellten Themas haben die Herausgeber für diesen Band Fachleute für theologische, medizinische, philologische und historische Sichtweisen und Denkansätze zusammengebracht. Der Band enthält fünf Beiträge: Michael Dörnemann, ‚Medizinale Inhalte in der Theologie des Origenes‘, stellt Texte vor, in denen Origenes sich medizinischer Ausdrücke oder Vergleiche bedient (z. B. $\Theta\epsilon\acute{o}\varsigma$ und $\chi\rho\iota\sigma\tau\acute{o}\varsigma\ \iota\alpha\tau\rho\acute{o}\varsigma$); den Hintergrund bildet eine christliche Sichtweise, die den (unerlösten) Menschen als krank (in Folge des Sündenfalls), als Patient, als der Heilung bedürftig und der Heilung fähig sieht. – Sibylle Ihm macht auf die Literaturgattung der (griechischen) sakro-profanen Florilegien aufmerksam. ‚Einführende Bemerkungen zur Gattung der Florilegienliteratur‘, deren jüngere Zusammenstellungen meist einen eigenen Abschnitt über Ärzte und Medizin enthalten, sind ergänzt durch ausgewählte Beispiele aus einer dem Maximus Confessor zugeschriebenen Sammlung von *loci communes* aus dem 9. oder 10. Jh. und eine eingehende Untersuchung zu den Quellen, der Nachwirkung und den entsprechenden Abschnitten in anderen Gnomologien der byzantinischen Zeit. Als Information ist festzuhalten, dass „Pseudo-Maximus aus der Vielzahl möglicher und in seinen Quellen vorhandener Themenbereiche sein Kapitel auf zwei Bereiche fokussiert hat: Die Heilung der Seele als die erhabenste Form der Heilung und die Vermittlung von Orientierung und Kritikfähigkeit im Umgang mit dem Arzt.“ – Irmgard Müller, ‚Hugo de Folieto: *De medicina animae*. Antike Humoralpathologie in christlicher Deutung‘, behandelt eine Schrift aus der Mitte des 12. Jh., die die Doppelfunktion der Medizin als Heilkunst für die Seele und für den Körper zum Inhalt hat, in einer Zeit, in der das körperliche Wohlbefinden nicht ausschlaggebend sein konnte für die Erlangung höchster Glückseligkeit und in der in Folge dessen auch die Medizin mitunter als weltlich und eher hinderlich betrachtet wurde. „Nach dieser einleitenden Rechtfertigung seiner Beschäftigung mit offiziell nicht sanctionierten Gegenstandsbereichen konstruiert Hugo de Folieto ein dichtes Netz von Beziehungsgefügen zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos, das von der Elementen- und Säftelehre ausgeht, die vier *humores* mit den Jahreszeiten und Lebensaltern verknüpft, zur ärztlichen Kunst der Prognostik überleitet und mit einer

Betrachtung über die verschiedenen Leiden des Kopfes endet. Dabei verwandelt Hugo übergangslos die mitgeteilten Tatsachen in heilsgeschichtliche Bedeutungsträger, stellt Analogien zu den christlichen Tugenden und Lastern her und leitet aus den physiologischen Funktionen moralische Weisungen ab, die vor allem die Ordensdisziplin der Klosterangehörigen betreffen und seinem eigenen Ideal des zisterziensischen Reformprogramms entsprachen.“ (75). – Einen Beitrag zum Thema der Bedeutung von Ärztinnen liefert Christian S c h u l z e, ‚Christliche Ärztinnen in der Antike‘, mit einer Auswertung der auf Grabinschriften gegebenen Daten zum Thema. Als Ergebnis ist festzuhalten (110), dass christliche Ärztinnen im ganzen römischen Reich belegt sind, dass der Frauenanteil am Ärztestand bei den Christen höher gewesen ist als bei den Heiden, und dass Ärztinnen sowohl gesellschaftlich als auch innerhalb der Ärztehierarchie hohe Stellungen innehaben konnten (das letztere ergibt sich aus einer Untersuchung der in den Inschriften verwendeten Berufsbezeichnungen). – Der letzte Beitrag von Christoph S c h w e i k a r d t und Christian S c h u l z e behandelt ‚Facetten antiker Krankenpflege und ihrer Rezeption‘. Aus den Quellentexten ergibt sich, dass im heidnischen Bereich vorwiegend Männer, bei den Christen vor allem Frauen (Witwen) in der Krankenpflege tätig waren; es ergibt sich weiters, dass diese – trotz der bekannten Vorbehalte des frühen Christentums gegenüber der Medizin und dem Arztberuf – von Christen als Ausdruck und als Auftrag des *caritas*-Gedankens planmäßig besetzt wurde.

Herbert Bannert

Pharmakologie und Botanik

Pedanius Dioscurides aus Anazarba. Fünf Bücher über die Heilkunde. Aus dem Griechischen übersetzt von Max A u f m e s s e r. Hildesheim-Zürich-New York: Olms-Weidmann 2002. 364 S. (Altertumswissenschaftliche Texte und Studien. 37.) ISBN 3-487-11604-9 ISSN 0175-8411

Die hier vorgelegte neue Übersetzung der *Materia medica* ist Ergebnis und Ergänzung der von A. ausgearbeiteten Erklärungen zu den von Dioskurides mitgeteilten Pflanzen- und Heilmittelnamen, die zwei Jahre zuvor erschienen sind (Etymologische und wortgeschichtliche Erläuterungen zu *De materia medica* des Pedanius Dioscurides Anazarbeus. Hildesheim-Zürich-New York: Olms 2000; Diss. Univ. Salzburg 1999). Der Übersetzer, Arzt in Radstadt (Salzburg), kommt mit seiner sachlichen und gut verständlichen Sprache dem Lehrbrief-Stil des Dioskurides sehr nahe. Medizinische Fachausdrücke sind, wenn möglich, mit den heute üblichen direkt und ohne Umschreibungen wiedergegeben, und auch dies ist sehr treffend, denn das Werk des Dioskurides ist ja, wie medizinische Werke der Antike fast durchwegs, ebenso für den gebildeten Laien wie für den Mediziner verfasst: Wer einen solchen Text liest, kennt die Terminologie, damals wie heute; wenn nicht, genügte damals ein Blick in den *Oreibasios*, heute eine Überprüfung bei *Psycrembel*.

Die Übersetzung und auch die Identifizierungen der Pflanzen und Drogen ist sorgfältig und mit aller Vorsicht durchgeführt, und so weit erfüllt die Arbeit ihren Anspruch und ihren Zweck. Leider gibt es unzählige Druckfehler (auch in den unentbehrlichen Registern) und einen unangenehmen Wechsel zwischen alter und neuer Rechtschreibung; dies kann freilich nicht nur dem Verfasser angelastet werden. Zur kurzen allgemeinen Einleitung und zur Bibliographie (bes. 7/8, 14 und 16/17), in denen sich einige

Irrtümer finden, und zur Kenntnis der Geschichte von Textedition und Übersetzung der *Materia medica*, sollen einige ergänzende Informationen und Korrekturen mitgeteilt werden.

Julius Berendes (1837–1914), Pharmazeut und Pharmaziehistoriker, Verfasser der Standardwerke *Das Apothekenwesen. Seine Entstehung und geschichtliche Entwicklung* (1907) und *Die Pharmacie bei den alten Culturvölkern* (1891), war der erste deutsche Übersetzer des Dioskurides (1902; der Text ist übrigens im Internet zugänglich: www.tiscalinet.ch/materiamedica/ und in einer Kopie der vollständigen Originalausgabe auch unter www.heilpflanzen-welt.de/dioskurides/, jeweils mit Abbildungen) und des Paulus Aegineta (1914). Kurt Sprengel (1766–1833), und sein Onkel Christian Konrad Sprengel (1750–1816), waren bedeutende Botaniker; der jüngere Sprengel, „med. et philos. doctor, illius et rei herbariae prof. in universit. Halensi“ (so auf dem Titelblatt der Ausgabe), ist auch als Philologe hervorgetreten und hat eine Edition des Dioskurides (nach dem Text der ersten Aldina von 1499) besorgt (verlegt in Leipzig bei Karl Knobloch, 1829). Diese Ausgabe mit griechischem Text und lateinischer Übersetzung wurde betreut und herausgegeben von Karl (Carl) Gottlob Kühn (1754–1840), der ab 1802 an der Leipziger Universität nacheinander die Ordinarie für Anatomie und Chirurgie, Therapie, Chirurgie, Physiologie und Pathologie innehatte, und der die erste, einzige und bis heute zu benützte Gesamtausgabe des griechischen Textes des Galen, versehen mit einer lateinischen Übersetzung, in 20 Bänden, ebenfalls bei Knobloch in Leipzig (1821–1833) herausgegeben hat. Die philologisch verbindliche Textausgabe des Dioskurides schließlich ist die von Max Wellmann, in drei Bänden bei Weidmann in Berlin gedruckt (1. Bd. 1907, 2. Bd. 1906, 3. Bd. 1914; 2. Aufl. 1958; der Text ist auch zugänglich im TLG), und diese liegt auch der Übersetzung von A. zugrunde. Die Geschichte der *Materia medica* im Mittelalter und in der Renaissance wurde aufgearbeitet von J.M. Riddle, *Catalogus Translationum et Commentariorum* 4, Washington, D.C. 1980, 1–143; und schließlich gibt es auch eine neue spanische Übersetzung mit Anmerkungen von Manuela García Valdés, 2 Bde., Madrid: Editorial Gredos 1998.

Herbert Bannert

Friedhelm Sauerhoff, *Etymologisches Wörterbuch der Pflanzennamen. Die Herkunft der wissenschaftlichen, deutschen, englischen und französischen Namen*. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft 2003. XX, 779 S. ISBN 3-8047-1899-X

„Warum hat diese Pflanze diesen Namen?“ (V u. ö.) – Die größten Schwierigkeiten bei der Bearbeitung und vor allem der korrekten Übersetzung antiker Texte über Botanik und Heilkunde ist die Wiedergabe der Pflanzennamen und eine weitest gehende Identifikation der bezeichneten Pflanzen. Das damit gestellte Problem hat im wesentlichen eine historische und eine topographische Komponente: Können den mit Namen und oft auch noch mit Synonymen erwähnten Pflanzen moderne wissenschaftliche botanische Benennungen zugeordnet werden? Und können, wenn dies möglich ist, auch noch eindeutige deutsche Bezeichnungen, mit Synonymen, geordnet nach Sprachbereichen, gefunden werden? Und selbst wenn dies alles möglich und die richtige Zuordnung erreicht ist, führt der Weg dahin doch häufig über englische oder französische Quellen, und dieselben Probleme stellen sich noch einmal in diesen und auch noch anderen Sprachen und vermehren sich auf diese Weise.

„Insgesamt gesehen gibt das hier vorliegende Wörterbuch die Möglichkeit, sich an Hand der Vielfalt der Namen und ihrer Deutungen einen Überblick über die verschiedenartigen Beziehungen des Menschen zur Pflanzenwelt zu verschaffen. Dazu tragen auch volksetymologische und sogar falsche Namendeutungen bei, wenn sie denn im Hinblick auf den Bezug zur damit benannten Pflanzensippe möglich sein könnten.“ (VI). Mehr als 2300 Pflanzennamen und deren Synonyme hat S. untersucht und geordnet – sehr reichlich, aber naturgemäß eine Auswahl, wenn man das (von S. benützte) Standardwerk danebenhält: Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen. Bearbeitet von Heinrich M a r z e l l unter Mitwirkung von Wilhelm W i s s m a n n. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Heinz P a u l, 5 Bde. Leipzig-Stuttgart: Hirzel-Steiner 1943–1958 (verzeichnet ca. 80 000 Pflanzennamen).

Die einzelnen Eintragungen enthalten jeweils die botanische(n) Bezeichnung(en), Herkunftsangaben zu diesen Bezeichnungen, eine Untersuchung der möglichen Gründe, warum für die Pflanze historisch gesehen der jeweils belegte Namen gewählt wurde oder worden sein könnte (mit Angabe der Quellen: an diesem Punkt setzt das besondere Interesse des Philologen ein – leider sind die wesentlichen antiken Quellen, also Theophrast, Dioskurides und Plinius d. Ä., meist sehr ungenau oder gar nicht wiedergegeben); es folgen verkürzt zitierte Beschreibungen und Benennungen der Pflanze in alten und jüngeren Standardwerken der Botanik (hier ist auch der Ort, die eigentlichen etymologischen Daten festzuhalten), und zuletzt werden die deutsche(n) Bezeichnung(en) mitgeteilt und, soweit eindeutig zuzuordnen, die englischen und französischen (fallweise – und gar nicht selten – sind auch noch Bezeichnungen aus anderen europäischen Sprachen hinzugefügt). Es erschließen sich so, das soll dankbar angemerkt werden, wesentlich leichter die Identifikationen, die die Herausgeberin der neuen französischen Theophrast-Edition, Suzanne Amigues, in anerkannter Weise gefunden hat. Und so erfährt man auch, dass *Arbutus unedo* L., der Erdbeerbaum, der nach Plinius (n. h. 15,99) seinen Namen von den sehr sauren, roten und erdbeerähnlichen Früchten hat (*pomum inhonorum, ut cui nomen ex argumento sit unum tantum edendi*), mit seinen immergrünen, dem Lorbeer ähnlichen Blättern auch in Südtirol und in der südlichen Schweiz zu finden ist (67).

Der raschen Orientierung und der leichteren Suche dienen eine deutsche und eine lateinische Namenliste, die gelegentlich auch Identifizierungsmöglichkeiten für Pflanzen bieten, die im Lexikonteil nicht behandelt werden (z. B. Heilpflanzen). Die Benützung ist einfach und gut erklärt; ein etwas ausführlicheres Abkürzungsverzeichnis, in dem auch die nicht immer von selbst verständlichen Namen der Verfasser moderner Erstbeschreibungen verzeichnet sein sollten, oder ein beschreibendes und erklärendes Literaturverzeichnis wäre wünschenswert.

S. hat ein Arbeitsinstrument geschaffen, das alle mit antiker Botanik und Heilkunde Befassten vermisst haben; die Mängel in der Verzeichnung griechischer und lateinischer Quellen und manche Ungenauigkeit und eine gewisse Undurchsichtigkeit bei den der Rückverfolgung dienenden Angaben freilich muss man vermerken. *Herbert Bannert*

Ben-Erik v a n W y k - Coralie W i n k - Michael W i n k, Handbuch der Arzneipflanzen. Ein illustrierter Leitfad. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft 2004. 480 S. Ill. ISBN 3-8047-2069-2

320 Arzneipflanzen (Drogen) sind ausführlich, mit aussagekräftigen Photos unterstützt, in Monographien nach einem einheitlichen Schema abgehandelt: Lemma (lati-

nischer und geläufiger deutscher Name), Photos, Merkmale (Beschreibung der Pflanze), Herkunft (und heutige Verbreitung), Verwendete Teile (mit Hinweisen zur Zubereitungsart der Medikamente), Indikation, Anwendung (Aufschlüsselung der medizinischen Anwendungsempfehlungen), Zubereitung und Dosierung, Wirkstoffe (biochemische Daten), Pharmakologie (Angaben zu den pharmakologischen targets), weitere Informationen (Warnungen vor und Hinweise auf besondere Gefahren) und der rechtliche Status als Medikament; dazu kommen, am Fuß der Seite, die botanische Bezeichnung (mit Varianten) und Klassifikation, sowie englische, französische, italienische und spanische Benennungen. Das Buch enthält außerdem eine umfangreiche ‚Checkliste‘ wichtiger Arzneipflanzen mit mehr als 900 Einträgen (in denen die 320 Monographien enthalten sind). Ein Glossar mit den verwendeten medizinischen Termini und ein ausführliches Register erleichtern die Benützung und das Verständnis. Es liegt damit ein verlässliches und für Philologen und Historiker willkommenes Arbeitsinstrument zur Klärung des Verständnisses antiker botanisch-pharmazeutischer Texte vor.

Einleitende Abhandlungen geben einen Abriss der Heilkräuternutzung, geordnet nach Zeiten und Kulturkreisen (europäische, traditionelle chinesische, ayurvedische, traditionelle afrikanische Medizin, traditionelle Medizin in Nordafrika und im Mittleren Osten, in Nordamerika, in Mittel- und Südamerika, in Australien und Südostasien; weiters kurze Informationen zur Aromatherapie, zur Homöopathie, zur anthroposophischen Medizin nach Rudolf Steiner, und zur Bach-Blüten-Therapie – die drei letzteren werden nicht zur Phytotherapie gezählt). Es folgen, zur Begründung der gewählten Rubriken in den Monographien, pharmazeutische Informationen zu den unterschiedlichen Behandlungs- und Konservierungsarten der verwendeten Pflanzenteile, den Arten der Zubereitung und der Applikation von Phytopharmaka, zu den Wirkstoffen, und zu Fragen der Qualität und der Sicherheit des verwendeten Pflanzenmaterials sowie zu gesetzlichen Bestimmungen für die Anwendung. Unentbehrlich ist der knapp und sehr gezielt informierende Abschnitt über Gesundheitsstörungen und Arzneidrogen, also eine Umkehrung der alphabetischen Liste der Pflanzen und ihrer Zuordnung zu Krankheitssymptomen. Dazu kommt noch ein Kapitel „Sekundärstoffe in Arzneipflanzen und ihre Wirkungen“, eine biochemische Abhandlung zur Begründung und Erklärung der in diesem Punkt sehr kurz gehaltenen Eintragungen in den Monographien.

Und wieder ist es sehr erleichternd, für die Arbeit mit den Texten des Theophrast, Dioskurides, Plinius und Galen ein Hilfsmittel zur Verfügung zu haben, dessen Stil in den Pflanzenbeschreibungen und dessen wohlbemessene Ausführlichkeit den Bedürfnissen des Übersetzers und Erklärers antiker Texte entspricht. Denn es ergibt sich, nicht zufällig, dass manche der Kurzmonographien des vorliegenden Nachschlagewerks in den beschreibenden Abschnitten den entsprechenden Textstellen bei Dioskurides gleichen (von den 380 Pflanzen sind ca. 145 auch in der *Materia medica* genannt oder beschrieben!) – dessen Text ja auch, um besser benützlich zu sein, in manchen Hss. aus der literarischen Originalform der Lehrbriefe in eine alphabetische Reihenfolge der Lemmata umgeschrieben wurde. Und es ist ein weiterer Beweis für die Qualität der Beobachtungen, die Dioskurides zusammengetragen hat. *Herbert Bannert*

Teedrogen und Phytopharmaka. Ein Handbuch für die Praxis auf wissenschaftlicher Grundlage. Herausgegeben von Max W i c h t l. Unter Mitarbeit von Franz-Christian C z y g a n - Dietrich F r o h n e - Karl H i l l e r - Christoph H ö l t z e l - Astrid N a g e l l - Peter P a c h a l y - Hans Jürgen P f ä n -

der-Günter Willuhn-Wolfram Buff. 4., erweiterte und vollständig überarbeitete Auflage. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsanstalt 2002. XLIII, 708 S. 519 Farbabb. 314 s/w-Abb. 447 Formelzeichnungen ISBN 3-8047-1854-X

„Der Wichtl“, seit 1984 das Standardwerk auf dem Gebiet der Pflanzendrogen und neuerlich in einer erweiterten Ausgabe vorgelegt, ist das umfassendste, ausführlichste und mit allen zur Verfügung stehenden Informationen in Wort und Bild am besten ausgestattete Handbuch für Arzt und Apotheker zum Thema, sozusagen eine Ergänzung auf höchster Ebene zu den hier angezeigten Werken über Pflanzen und pflanzliche Heilmittel.

Der erste der drei Teile des Bandes („Allgemeiner Teil“) enthält Informationen über die pflanzlichen Anwendungen, über Zubereitung und Mischung der Drogen, Darreichungsformen, über Kontrollmöglichkeiten und über Rückstände, ferner Hinweise betreffend die Definition als Heilmittel, die Zulassungen und andere für den Apotheker relevante gesetzliche Bestimmungen. Das Hauptstück des Bandes bilden die 210 Drogen-Monographien (ergänzt um sieben sogenannte „Kurzmonographien“ über Pflanzen, die in Europa als Handelsware nicht sehr oder nicht mehr verbreitet sind); sie sind einheitlich in folgende Rubriken gegliedert: Stammpflanze, Synonyme, Herkunft, Inhaltsstoffe, Indikationen, Teebereitung, Teepräparate, Phytopharmaka, Prüfungen, Verfälschungen (die hier gegebenen Hinweise auf mögliche Verfälschungen der Droge entsprechen dem regelmäßig bei Dioskurides erscheinenden, mit $\delta\lambda\omicron\upsilon\tau\alpha$ eingeleiteten Satz!) und, wo erforderlich, Aufbewahrung; hinzu kommen Literaturangaben und Belegdokumente. Die sehr ausführlichen Abhandlungen sind illustriert mit Farbabbildungen der Pflanze und ihrer für die pharmazeutische Anwendung geschnittenen Teile, zur besseren Identifikation im Original und in Vergrößerung, dazu kommen häufig, sofern bekannt, die Strukturformeln der chemischen Analyse der Wirkstoffe. Weitere Photos dienen der Qualitätskontrolle. All dies ist für den Apotheker gedacht, leistet aber auch unschätzbare Hilfe bei der Identifizierung in antiken Texten genannter und antiken Autoren bekannter Pflanzen. Ein Indikations-Verzeichnis, gegliedert in zu großen Gruppen zusammengefasste Bereiche von Erkrankungen, stellt eine Verbindung zwischen den für Teedrogen und Phytopharmaka typischen Indikationsgebieten und den im Buch beschriebenen pflanzlichen Drogen her, wobei vorwiegend volksmedizinische Anwendungen gesondert angeführt werden – auch dies eine willkommene Hilfe für den Erklärer antiker Texte. Ausführliche Register erschließen das Ganze.

Um den heutigen Bestand an Heilpflanzen und Phytopharmaka aus der Sicht der Nutzung durch den Apotheker zu dokumentieren, gebe ich im Folgenden die Liste der in den Monographien abgehandelten Drogen.

Absinthii herba (Wermut), Agni casti fructus (Mönchspfeffer, Keuschlamm), Agrimoniae herba (Odermennig), Alchemillae herba (Frauenmantel), Alkannae radix (Alkanna), Allii sativi bulbi pulvis (Knoblauch), Allii ursini herba (Bärlauch), Aloe barbadensis et capensis (Curaçao-Aloe, Kap-Aloe), Althaeae folium (Eibischblätter), Althaeae radix (-wurzel), Ammeos visnagae fructus (Ammi-visnaga-Früchte), Angelicae radix (Angelika), Anisi fructus (Anis), Anisi stellati fructus (Sternanis), Anserinae herba (Gänsefingerkraut), Apii fructus (Selleriefrüchte), Arnicae flos (Arnika), Artemisiae herba (Beifuß), Aspalathi linearis herba (Rooibostee), Aurantii amari epicarpium et mesocarpium (Bitterorangenschalen), Aurantii amari flos (-blüten), Aurantii fructus immaturi (unreife Pomeranzen), Avenae herba (grüner Hafer), Balsamum peruvianum

(Perubalsam), *Bardanae radix* (Klettenwurzel), *Barosmae folium* (Buccoblätter), *Basilici herba* (Basilikum), *Betulae folium* (Birkenblätter), *Boldi folium* (Boldoblätter), *Bursae pastoris herba* (Hirtentäschel), *Calami rhizoma* (Kalmus), *Calendulae flos* (Ringelblume), *Capisci fructus acer* (Cayennepfeffer), *Cardui mariae fructus* (Mariendistelfrüchte), *Cardui mariae herba* (-kraut), *Carlinae radix* (Eberwurz), *Carvi fructus* (Kümmel), *Caryophylli flos* (Gewürznelken), *Castanae folium* (Edelkastanienblätter), *Centaurii herba* (Tausendgüldenkraut), *Chamomillae romanae flos* (Römische Kamille), *Chelidonii herba* (Schöllkraut), *Cinchonae cortex* (Chinarinde), *Cinnamomi cortex* (Zimtrinde), *Citri pericarpium* (Zitronenschale), *Cnici benedicti herba* (Benediktenkraut), *Condurango cortex* (Condurangorinde), *Consolidae regalis flos* (Rittersporn), *Coriandri fructus* (Koriander), *Crataegi folium cum flore* (Weißdornblätter mit Blüten), *Crataegi fructus* (-früchte), *Croci stigma* (Safran), *Cucurbitae semen* (Kürbissamen), *Curcumae longae rhizoma* (Curcuma), *Curcumae xanthorrhizae rhizoma* (Javanische Gelbwurz), *Cynarae folium* (Artischockenblätter), *Droserae herba* (Sonnentau), *Echinaceae angustifoliae radix* (Schmalblättrige Sonnenhutwurzel), *Echinaceae pallidae radix* (Sonnenhut), *Eleutherococcae radix* (Taigawurzel), *Epilobii herba* (Weidenröschen), *Equiseti herba* (Schachtelhalm), *Eucalypti folium* (Eucalyptusblätter), *Euphrasiae herba* (Augentrost), *Fagopyri herba* (Buchweizen), *Farfarae folium* (Huflattichblätter), *Foeniculi amari/dulcis fructus* (Bitterer/Süßer Fenchel), *Foenugraeci semen* (Bockshornsamensamen), *Fragariae folium* (Erdbeerblätter), *Frangulae cortex* (Faulbaumrinde), *Fucus* (Tang), *Fumariae herba* (Erdrauch), *Galangae rhizoma* (Galgant), *Galegae herba* (Geißraute), *Galeopsidis herba* (Hohlzahn), *Galii veri herba* (Echtes [gelbes] Labkraut), *Gei urbani rhizoma* (Nelkenwurzel), *Genistae herba* (Färberginster), *Gentianae radix* (Enzianwurzel), *Ginkgo folium* (Ginkgoblätter), *Ginseng radix* (Ginsengwurzel), *Graminis flos* (Heublumen, Grasblüten), *Graminis rhizoma* (Queckenwurzelstock), *Hamamelidis cortex* (Hamamelisrinde), *Hamamelidis folium* (-blätter), *Harpagophyti radix* (Teufelskralle), *Hederae folium* (Efeublätter), *Helenii rhizoma* (Alant), *Helichrysi flos* (Katzenpfötchen), *Hennae folium* (Hennablätter), *Herniariae herba* (Bruchkraut), *Hibisci sabdariffae flos* (Hibiskusblüten), *Hippocastani cortex* (Rosskastanienrinde), *Hippocastani folium* (-blätter), *Hippocastani semen* (-samen), *Hyperici herba* (Johanniskraut), *Ipecacuanhae radix* (Ipecacuanhawurzel), *Iridis rhizoma* (Veilchenwurzel), *Juglandis folium* (Walnussblätter), *Juniperi lignum* (Wacholderholz), *Juniperi pseudofructus* (-beeren), *Kava-Kava rhizoma* (Kavakavapfeffer), *Lamii albi flos et herba* (Weiße Taubnessel), *Lavandulae flos* (Lavendel), *Leonuri cardiaca herba* (Herzgespann), *Levistici radix* (Liebstöckelwurzel), *Lichen islandicus* (Isländisches Moos), *Lini semen* (Leinsamen), *Liquiritiae radix* (Süßholzwurzel, Lakritzenwurzel), *Lupuli flos et glandula* (Hopfenzapfen, -mehl), *Lycopodii herba* (Bärlapp, Hexenkraut, Wolfsraute), *Malvae folium* (Malvenblätter), *Malvae sylvestris flos* (-blüten), *Marrubii herba* (Andorn), *Mate folium* (Mate), *Matricariae flos* (Kamille), *Maydis stigma* (Maisgriffel, -haare), *Melaleucaae aetheroleum* (Teebaumöl), *Meliloti herba* (Steinklee), *Melissae folium* (Melissenblätter), *Menthae crispae folium* (Krauseminzblätter, Spearmint), *Menthae piperitae folium* (Pfefferminzblätter), *Mentzeliae herba* (Anguraté, Herzblatt), *Menyanthis trifoliatae folium* (Bitterklee, Fiebersklee), *Millefolii herba* (Schafgarbe), *Myrrha* (Myrrhe), *Myrtilli folium* (Heidelbeerblätter), *Myrtilli fructus siccus* (getrocknete Heidelbeeren), *Nasturtii herba* (Brunnenkresse), *Nigellae semen* (Schwarzkümmel), *Olibanum* (Weihrauch), *Ononidis radix* (Hauhechel), *Orthosiphonis folium* (Javatee), *Paoniae flos* (Pfingstrose), *Passiflorae herba* (Passionsblume), *Pasta Guarana* (Guarana), *Pasta Theobronae* (Schokolade), *Petasitidis folium* (Pestwurz), *Petroselini fructus* (Petersilienfrüchte), *Petroselini radix* (-wurzel), *Phaseoli pericarpium* (Bohnen-

hülsen), *Pimpinellae radix* (Bibernellwurzel, Pimpernelle), *Plantaginis lanceolatae folium et herba* (Spitzwegerich), *Plantaginis ovatae semen* (Indische Flohsamen), *Polygonae radix* (Senegawurzel), *Polygoni avicularis herba* (Vogelknöterich), *Primulae flos cum calyce* (Schlüsselblumenblüten), *Primulae radix* (Primelwurzel), *Pruni spinosae flos* (Schlehenblüten, Schwarzdorn), *Psyllii semen* (Flohsamen), *Pulmonariae herba* (Lungenkraut), *Quassiae lignum* (Bitterholz), *Quebracho cortex* (Quebrachorinde), *Quercus cortex* (Eichenrinde), *Quillajae cortex* (Seifenrinde, Panamarinde), *Ratanhiae radix* (Ratanhiawurzel), *Rauwolfiae radix* (Rauwolfiawurzel), *Rhamni cathartici fructus* (Kreuzdornbeeren), *Rhamni purshianae cortex* (Cascararinde), *Rhei radix* (Rhabarberwurzel), *Rhoeados flos* (Klatschmohn), *Ribis nigri folium* (Schwarze Johannisbeere), *Rosae pseudofructus* (Hagebuttenschalen), *Rosae „semen“* (-kerne), *Rosmarini folium* (Rosmarinblätter), *Rubi fruticosi folium* (Brombeerblätter), *Rubi idaei folium* (Himbeerblätter), *Rusci rhizoma* (Mäusedorn), *Salicis cortex* (Weidenrinde), *Salviae officinalis folium* (Salbeiblätter), *Salviae trilobae folium* (Dreilappiger Salbei), *Sambuci flos* (Holunderblüten), *Sambuci fructus* (-beeren), *Santali rubri lignum* (Sandelholz), *Saponariae rubrae radix* (rote Seifenwurzel), *Sarothamni scoparii herba* (Besenginster, Ginster), *Sassafras lignum* (Sassafrasholz, Fenchelholz), *Senecionis herba* (Kreuzkraut), *Sennae folium* (Sennesblätter), *Sennae fructus acutifoliae et angustifoliae* (Alexandrinischer Sennesfrüchte, Tinnevelly-Sennesfrüchte), *Serpylli herba* (Quendel), *Sinapis nigrae semen* (schwarzer Senf), *Solidaginis herba* (Riesengoldrute), *Solidaginis virgaureae herba* (echte Goldrute), *Spiraeae flos* (Mädesüß), *Symphyti radix* (Beinwellwurzel), *Tabebuiae cortex* (Lapachorinde), *Taraxaci radix cum herba* (Löwenzahn), *Theae nigrae folium* (Schwarzer Tee), *Theae viridis folium* (Grüner Tee), *Thymi herba* (Thymian), *Tiliae flos* (Lindenblüten), *Tormentillae rhizoma* (Tormentill), *Urticae folium et herba* (Brennnessel), *Urticae fructus* (semen), *Urticae radix* (Brennnesselwurzel), *Uvae ursi folium* (Bärentraubenblätter), *Valerianae radix* (Baldrianwurzel), *Verbasci flos* (Königskerze), *Verbenae herba* (Eisenkraut), *Veronicae herba* (Ehrenpreis), *Viburni prunifolii cortex* (Schneeballbaum), *Violae herba cum flore* (wildes Stiefmütterchen), *Visci herba* (Mistelkraut), *Zingiberis rhizoma* (Ingwer). In den Kurzmonographien werden zusätzlich noch abgehandelt: *Centellae asiaticae herba* (Wassernabelkraut), *Cimicifugae racemosae rhizoma* (Traubensilberkerze), *Colae semen* (Kolanuss), *Lythri herba* (Blutweiderich), *Sabaliss serrulatae fructus* (Sägepalme), *Saniculae herba* (Sankelkraut, Bruchkraut), *Tanacetiparthenii herba* (Mutterkraut, falsche Kamille).

Zusammen mit den hier angezeigten Bänden bilden die folgenden Titel eine Sammlung hervorragender moderner Hilfsmittel zur Identifizierung und Benennung bei antiken Autoren erwähnter und beschriebener Pflanzen:

Chr. J ä n i c k e - J. G r ü n w a l d - Th. B r e n d l e r, Handbuch Phytotherapie. Indikationen, Anwendungen, Wirksamkeit, Präparate, Stuttgart 2003; E. T e u s c h e r, Gewürzdrogen. Ein Handbuch der Gewürze, Gewürzkräuter, Gewürzmischungen und ihrer ätherischen Öle. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft 2003; H. W a g n e r - M. W i e s e n a u e r, Phytotherapie. Phytopharmaka und pflanzliche Homöopathika, Stuttgart²2003; und schließlich:

D. F r o h n e, Heilpflanzenlexikon. Ein Leitfaden auf wissenschaftlicher Grundlage, Stuttgart⁷2002.

Herbert Bannert

Naturwissenschaft

Georg Wöhrle (Hg.), *Biologie*. Mit Beiträgen von: Jochen Althoff, Suzanne Amigues, Philip J. van der Eijk, Sabine Föllinger, Herwig Görgemanns, Bernhard Herzhoff, Christian Hünemörder, Wolfgang Kullmann, Alf Önnersfors, Alain Touwaide und Georg Wöhrle. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1999. 284 S. (Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften in der Antike. 1.) ISBN 3-515-07389-2

Von den 470 Autoren, die Plinius der Ältere im ersten Buch der *Naturalis Historia* als Quellenautoren nennt und die für die Kenntnis der antiken biologischen Forschungen von Bedeutung wären, können wir kaum mehr erkennen, als uns Plinius selbst mit seinen nicht nur kompilierten, sondern beim Studium der Quellen oft auch korrigierten und aus eigener Beobachtung ergänzten Studien zur Naturkunde überliefert. Und es ist auch ein starkes Ungleichgewicht in den uns vorliegenden Quellen zu bemerken: dem einen Werk eines Römers stehen unzählige griechische, direkt oder indirekt erhaltene und überlieferte Spezialschriften ebenso wie zusammenhängende Gesamtdarstellungen gegenüber. Ein erheblicher Teil ist erhalten: Von Hippokrates über Platon und Aristoteles zu Theophrast lässt sich die Geschichte der biologischen Wissenschaft gut erkennen. Der vorliegende Band stellt sich dieser Aufgabe einer Geschichte der antiken Biologie (der Terminus stammt bekanntlich erst aus dem frühen 19. Jh.). B. Herzhoff, ‚Das Erwachen des biologischen Denkens bei den Griechen‘, stellt die Anfänge bei den Vorsokratikern zusammen; Ph. J. van der Eijk beschreibt die Beiträge des *Corpus Hippocraticum* zur Entwicklung der Biologie und ordnet sie einzelnen Gebieten und ihrer Terminologie zu; H. Görgemanns setzt fort mit ‚Biologie bei Platon‘; Aristoteles gewidmet sind die Beiträge von Chr. Hünemörder, ‚Aristoteles als Begründer der Zoologie‘, der die von Aristoteles erstmals erkannten und gesonderten Darlegungen zur Morphologie, Physiologie, Ökologie und Ethologie der Lebewesen deutlich macht, und W. Kullmann, ‚Aristoteles‘ wissenschaftliche Methode in seinen zoologischen Schriften‘. Die Hg. der neuen französischen Theophrast-Ausgabe (Les Belles Lettres, Paris), Suzanne Amigues, gibt einen Überblick über die botanischen Schriften des Theophrast und beschreibt die wissenschaftlichen Voraussetzungen, auf denen und mit denen Theophrast gearbeitet hat. J. Althoff, ‚Biologie im Zeitalter des Hellenismus (ca. 322–31 v. Chr.)‘ macht deutlich, dass sich in dieser Zeit das Interesse an Fragen der Biologie auf ethologische und (sinnes)physiologische Gesichtspunkte richtete und belegt dies durch Hinweise auf Diskussionen in der epikureischen und stoischen Philosophie und mit dem deutlich zunehmenden Interesse an sog. Mirabilienliteratur, aber auch mit dem Niederschlag, den dieses Interesse in eigentlich für den praktischen Gebrauch verwendbaren, doch hochartifizial gestalteten Werken findet wie in den Dichtungen des Nikander von Kolophon. – Die Verbindung zu späteren Zeiten bietet W. Kullmann mit einer Abhandlung über ‚Zoologische Sammelwerke in der Antike‘; A. Önnersfors, ‚Biologie in Rom (insbesondere Plinius)‘ mit einer Inhaltsaufgliederung der *Nat. hist.*, A. Touwaide mit einer Darstellung des 1. Jh. n. Chr. und den Beiträgen, die Dioskurides in der *Materia medica* nicht nur für die Pharmakologie, sondern mehr noch für die wissenschaftliche botanische Systematik geleistet hat, und S. Föllinger mit einer Darstellung biologischer Forschungsansätze in der Spätantike (bis in das 5. Jh. n. Chr.) beschließen

den Band. Jeder Beitrag ist mit einem Verzeichnis der Quellen und der weiterführenden Literatur versehen.

Herbert Bannert

Jochen Althoff - Bernhard Herzhoff - Georg Wöhrle (Hgg.), Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption. Band XIII. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2003. 180 S. ISSN 0942-0398 ISBN 3-88476-595-7

Der Band dokumentiert zwei Veranstaltungen zu Aristoteles und zur Rezeption antiker Naturwissenschaft mit folgenden überarbeiteten und mit weiterführenden Hinweisen versehenen Beiträgen: Georg Wöhrle, Aristoteles und die moderne Biologie; Wolfgang Kullmann, Die Prägung der neuzeitlichen Biologie durch Aristoteles; Arbogast Schmitt, Geisteswissenschaftliche Aspekte in naturwissenschaftlicher Forschung. Historisch-kritische Anmerkungen zur Evolutionsbiologie aus platonisch-aristotelischer Perspektive; Klaus Fischer, Aristoteles' Schrift „Über die Seele“ und die moderne Neurophilosophie; Leonid Zhmud, The Historiographical Project of the Lyceum. The Peripatetic History of Science, Philosophy, and Medicine; Renate Burri, Die Wiederentdeckung der Geographie des Ptolemaios durch Planudes; Maria Liasì, Der Begriff der Tyche in Aristoteles' Physik und die Tychismus-Theorie bei Peirce; Wolfram Brinker, Platon aus der Sicht moderner Biologie. *Herbert Bannert*

Zum antiken Drama

Euripide. Reso. I canti a cura di Giovanna Pace. Roma: Edizioni dell'Ateneo 2001. 75 S. ISBN 88-8476-094-1

P., die aus der Schule Bruno Gentili's stammt, folgt bei dieser metrischen Interpretation der Gesangspartien des Rhesos (dessen Echtheit von ihr offenbar vorausgesetzt wird) im wesentlichen der Kolometrie der Codices (der einzige relevante Papyrus zum Rhesos weist analoge Kolometrie auf). Das Verhältnis der Hss. L und P, ein altes Problem der Euripides-Philologie, wird eingehend diskutiert (10ff.); da für den Rhesos keine eindeutigen Hinweise für eine Abhängigkeit der Hs. P von L erkannt werden, dürfte es sich bei den beiden Hss., jedenfalls was den Rhesos betrifft, um gemelli handeln (dazu Diggle in seiner Edition). Der Text der Cantica (Strophe und Antistrophe) wird jeweils von einem Variantenapparat begleitet, der sich auf metrisch Relevantes beschränkt; dazu treten die metrische Analyse, ein kolometrischer Apparat und eine Diskussion interessanter metrischer Phänomene.

Ein Vergleich mit der Oxoniensis Diggle's zeigt, dass die Übereinstimmung der antiken Kolometrie mit der besten modernen Edition insgesamt signifikant ist (z. B. bei 23ff. respondiert mit 41ff.; 224ff. respondiert mit 233ff.), dass es aber auch zu signifikanten Abweichungen kommen kann: z. B. 242ff.; hier muten den Metriker traditioneller Schule manche Analysen merkwürdig an – sie ergeben sich aber aus dem Usus der antiken Editoren. Eine umfassende Diskussion der damit verbundenen Probleme ist an dieser Stelle leider nicht möglich.

Walter Stockert

J. H. Hordern, *Sophon's Mimes. Text, Translation, and Commentary*. Oxford: Oxford University Press 2004. XIV, 202 S. ISBN 0-19-926613-1

Während wir mit der Literatur Athens in der zweiten Hälfte des 5. Jh. v. Chr., Tragödie und historischer Prosa, vertraut sind, wissen wir über andere Zentren literarischer Produktion sehr wenig. Sophron aus Syrakus schrieb seine Theaterstücke (Mimen) in dorischer Prosa, sie sollen nach einer alten Mitteilung, die Legende sein mag, Platon und seine Schriftstellerei beeinflusst haben (Diog. Laërt. 3, 18; vgl. 5 Anm. 10 und 26 Anm. 86), und Aristoteles nennt die Mimen zusammen mit Sokratischen Dialogen (Poet. 1447 b 10). Sophron war offenbar in mehrfacher Hinsicht ein Neuerer und ungewöhnlich: Er schrieb seine Theaterstücke in Prosa, in einer rhythmisierten Prosa, vielleicht auch um eine lokale Tradition zu schaffen, und er hob sie, bei allem derben Humor, doch über andere mimische oder pantomimische Produktionen hinaus, denn schwerlich wären sie noch lange später bekannt gewesen und zitiert worden, hätten sie keinen literarischen Wert gehabt, und er teilte seine Stücke in ‚Männerstücke‘ und ‚Frauenstücke‘ ein. Die geringen Reste sind für uns also wegen der dorischen Sprache und wegen der Verwendung von Prosa auf dem Theater von Interesse, und wegen des Einflusses auf spätere Autoren, Theokrit und Herondas. H. präsentiert den Text (meist antike Zitate und zwei größere Papyrusreste), abgestimmt mit dem von R. Kassel-C. Austin, *Poetae Comici Graeci I*, Berlin-New York 2001, eine englische Übersetzung und einen umfassenden Sprach- und Sachkommentar. In der Einführung sind Daten gesammelt zu Biographie und Werk des Sophron, zu Sprache und Stil, zur Nachwirkung und zur Textüberlieferung.

Herbert Bannert

Peter von Möllendorff, *Aristophanes*. Hildesheim-Zürich-New York: Georg Olms Verlag 2002. VII, 223 S. 4 Abb. (Studienbücher Antike. 10.) ISBN 3-487-11487-9 ISSN 1436-3526

Kapitel über „Das Komische und die Komödie“, die Geschichte der Jahre 432–380 v. Chr., Vorformen und Formen der Komödiendichtung, Informationen zur Organisation der Festaufführungen, über den Dichter selbst, über Sprache, den Stil der Parodie, und über Möglichkeiten der Interpretation bilden den Hintergrund für die genaue Behandlung der elf auf uns gekommenen Komödien des Aristophanes. Im Hauptteil des Buches werden die Komödien nach Themen geordnet besprochen (‚Krieg‘, ‚Innenpolitik‘, ‚Bildung, Erziehung und Kultur‘) und mit einer Gliederung und Inhaltsangabe, ausgewählten Interpretationsproblemen und Hinweisen auf besondere Fragen der Forschung vorgestellt.

Die Darstellung ist detailreich und ohne Vereinfachungen, zugleich aber gut lesbar (Druckfehler – nicht sinnstörende: mal fehlt ein Buchstabe, mal ist einer zu viel – kann man übersehen). Den literaturgeschichtlichen Rahmen beschreiben eine genaue Erklärung der strukturellen Elemente, die den Bau der Komödie ausmachen, mitsamt Untersuchungen zu den in der Forschung vorhandenen verschiedenen Auslegungen, und eine sehr umfassende, Gesichertes von Ungesichertem trennende Besprechung der Daten zu den Anfängen und zur Entwicklung der Alten Komödie.

Zwei Einzelheiten möchte ich hervorheben. Zum Frieden (Dionysien 421): Die Rekonstruktion der Bühnenhandlung mit dem Zeuspalast auf dem Dach des Bühnenhauses und dem Flug des Trygaios auf dem Mistkäfer von der Bühnenebene auf das

Dach ist von M. gut argumentiert (75–80) und entspricht auch modernen Inszenierungen des Stückes, in denen der Flug und die Angst des Trygaios ebenso ausgespielt werden wie im Stück des Aristophanes. Man sollte die Möglichkeiten der antiken Bühnentechnik und das Geschick des Kranführers (ὁ μηχανοποιέ, πρόσχε τον νοῦν, 174) nicht gering schätzen. – Zu den Thesmophoriazusen (Lenäen ? 411): M. begründet sehr überzeugend, dass mit dem Verwandten des Euripides, der – einzigartig im Werk des Aristophanes! – im Stück ohne Namen bleibt, sich Aristophanes, der εὐριπιδ-αριστοφανίζων des Kratinos (fr. 342 K.-A.), selbst als kongenialen Geistes- und Kunstverwandten des Tragödiendichters in sein Stück eingezeichnet hat (153–155).

Eine ausführliche Bibliographie, detailliert gegliedert und aufgeschlüsselt mit kurzen charakterisierenden Anmerkungen, und die nötigen Register ergänzen diese empfehlenswerte Darstellung.

Herbert Bannert

Georg Graf von Gries, „Hercle“ ante Herculem natum? De Amphitruonis Plautinae discrepantiis quaestiuncula. München: DZA Verlag 2003 (Georg Graf von Gries, Gerner Straße 36, D-80638 München). II, 22 S. (Festschrift für Erwin Arnold zum 70. Geburtstag.) ISBN 3-936300-08-9

Diese kleine Schrift wurde von Georg Graf von Gries im Eigenverlag publiziert und nur in einer sehr kleinen Auflage gedruckt; sie ist in einem flüssigen Latein verfasst und verdient durchaus die Beachtung der Wissenschaft. Der Verf. behandelt diverse Probleme des plautinischen Amphitruo, insbesondere die Frage nach dem Zeitpunkt der Zeugung des Hercules, zu der es im überlieferten Text widersprüchliche Hinweise gibt. – Eine ausführlichere Besprechung werde ich in Eikasmos 15 (2004) veröffentlichen und möchte daher bloß noch auf eine Entdeckung des Verf. hinweisen, die allem Anschein nach neu ist: Man schwört im Amphitruo wiederholt bei Hercules, der nicht einmal noch geboren ist. Der Autor meint, dass dieser ‚Scherz‘ vielleicht dem Plautus ebenso entgangen ist wie der neuzeitlichen Wissenschaft.

Walter Stockert

Peter Kruschwitz, Terenz. Hildesheim - Zürich - New York: Georg Olms Verlag 2004. 240 S. (Studienbücher Antike. 12.) ISBN 3-487-12518-8

Wie K. in seinem Vorwort betont, ist es das Ziel dieser Arbeit, die „Terenzphilologie wieder auf die Beine zu stellen“, d. h. den Autor und sein Anliegen ins Zentrum zu rücken und demgegenüber die vielfach im Vordergrund stehende Analyse der griechischen Vorbilder etwas zurücktreten zu lassen. Entsprechend der Intention der Reihe, die einen weiteren Leserkreis ansprechen will, werden Zitate in der Regel nur in Übersetzung gegeben und der Leser für den lateinischen Text auf die kritischen Editionen verwiesen.

Den Anfang macht ein geraffter Abschnitt zu „Leben und Zeit des Terenz“ (9ff.), in dem neben dem historischen Kontext die Dramatiker der archaischen römischen Literatur vorgestellt werden (das wichtigste lateinische Vorbild, Plautus, kommt dabei eindeutig zu kurz; ebenso 207); ferner wird der Aufführungsrahmen (Theater, Kult, Feste) kurz vor Augen geführt. Im Zentrum des Buches steht die Darstellung der sechs Komödien des Terenz (25ff.), jeweils mit Angabe des Vorbildes / der Vorbilder, einer Besprechung des theaterkritischen Prologs und der Szenerie. Zentral ist bei jedem Drama der ausführliche Gang durch die Handlung; in reichen Fußnoten werden die

verschiedensten Probleme und ihre Behandlung durch die Wissenschaft dargestellt. Hier sei e. g. ein signifikantes Problem angeschnitten: der Schluss der Adelphe und die Charakteristik der beiden *senes* des Dramas; insbesondere das ‚Comical reversal‘ des Dramas wird ja von der Forschung sehr unterschiedlich beurteilt. Im Gegensatz zu der früher fast allgemein akzeptierten Ansicht von der Superiorität Micio gegenüber seinem Bruder Demea (ich erwähne nur Riehl und Büchner), auf welche freilich durch die Darstellung in der Exodos (vermutlich auch durch diverse Änderungen des Terenz) ein gewisser Schatten falle, will K. diese Figur eher ambivalent sehen (vgl. besonders 162f.); er meint, auch bei Menander könnte es eine vergleichbare Umkehrung der Beurteilung des ‚Micio‘ gegeben haben (der Dyskolos mit seiner burlesken Exodos, in der der Menschenfeind mit Gewalt und List in die feiernde Familie integriert wird, bietet eine nicht voll vergleichbare Form des ‚Comical reversal‘). – Der letzte Abschnitt des Buches stellt in einer Art Synthesis die Ergebnisse zusammen: Prologe; Bühnentechnik und Bauelemente der Dramen des Terenz, Kontamination (179ff.; hier geht mir ein Hinweis auf das Buch G. Gustella ab); Ästhetik, Komödienfiguren und Menschenbild; Vorgänger und Vorbilder, Textgeschichte und Rezeption. Ein sehr brauchbares, ausgiebiges Literaturverzeichnis (23 Seiten) und ein Register beschließen den Band, der seiner Aufgabe als ‚Einführung in den Dichter Terenz‘ gut gerecht wird.

Abschließend einige Bemerkungen. S. 21: Es ist wohl richtig, dass das Bildungsniveau des Auditoriums der römischen Komödien vielfach unterschätzt wird. – S. 22: Livius Andronicus hat 240 v. Chr. nach den wichtigsten Testimonien nur ein Drama aufgeführt (vgl. HLL 1, 83). – S. 27: Charinus ist gewiss kein älterer athenischer Bürger. – S. 35: K. macht gut auf die metatheatralischen Bemerkungen Simos aufmerksam. – S. 43 und öfter: K. legt bei seinen Strukturanalysen besonderen Wert auf Verszahl-Responsionen, m. E. ein recht unsicheres Beurteilungskriterium. – S. 61 und öfter: Die Tatsache, dass bürgerliche Mädchen (vor allem in Griechenland) von der Öffentlichkeit abgeschirmt wurden und daher kaum auf der Bühne auftraten, wird von K. manchmal nicht hinreichend berücksichtigt. – S. 82: Die Tat des Chaerea kann man nicht allen Ernstes als „Wiedersehen mit Pamphila“ klassifizieren. – S. 88 Anm. 55: Derartige Widersprüche in der Figurenführung wie bei Chremes in Eun. IV 7 ff. (V 3 tritt er plötzlich von außen auf) gehen nach allgemeiner Ansicht auf strukturelle Änderungen seitens des Römers zurück. – S. 116 Anm. 78: Chremes im Phormio als „Parasiten“ zu bezeichnen (dies mit Moore) ist eine merkwürdige Pointe. – S. 139 und öfter: die angebliche *bona meretrix* Bacchis könnte man in der Tat mit K. als ambivalente Figur klassifizieren. – S. 157 Anm. 55: Bei Menander wehrt sich ‚Micio‘ gemäß Donat, zu Ad. 938, nicht gegen die Ehe (*apud Menandrum senex de nuptiis non gravatur*); irrtümlich meint K., die Hochzeit bleibe dem Hagestolz dort erspart.

Walter Stockert

La riscrittura e il teatro dall'antico al moderno e dai testi alla scena, a cura di Paola Radice Colace e Antonino Zumbo. Messina: Edizioni Dr. Antonio Sfameni 2004. IX, 316 S. (Università degli studi di Messina. Dipartimento di Filologia e Linguistica. Cattedra di Filologia Classica. Cattedra di Storia della Filologia e della Tradizione Classica. Collana Lessico e Cultura. 6.) ISBN 88-7820-199-5

Die Texte griechischer Tragödien geben im einzelnen immer wieder Fragen und Rätsel auf, die eine gültige Gesamtinterpretation in Frage stellen. Aufgabe der Klassischen Philologie ist es daher, aus den Veränderungen und Bearbeitungen, die eine lange Überlieferungsgeschichte hervorgebracht hat, einen möglichst gesicherten Text und eine dem Zeithorizont des Autors entsprechende Interpretation zu erstellen, die dem in der Regel nur ein einziges Mal zur Aufführung gebrachten Original nahekommt. Erst wenn die sprachliche Form und die künstlerische, gesellschaftliche und politische Intention des Autors erkannt sind, können adäquate Übersetzungen und in der Folge dann die Zeiten überspannende Interpretationen entstehen. Von dieser Basis aus sind aber auch neue Zugänge zu den alten Texten möglich: denn das griechische Drama ist als Literaturgattung bis heute in unzähligen Neuinterpretationen aktuell.

Der vorliegende Band sammelt einige Ergebnisse die Zeiten und Fächer übergreifender Studien an der Universität von Messina, die dem Aufzeigen derartiger Linien gewidmet sind. Die einzelnen Beiträge des ersten Teiles beschäftigen sich mit der Andromache von Racine und dem Ödipus-Mythos im französischen Theater des 20. Jh. (Rosalba Gasparro), einer Interpretation von ‚L’illusion comique‘ (1636) von Pierre Corneille (Salvatore Costanza), der Geschichte der Phaedra-Rezeption (Francesca Minissale-Salvatore Costanza); Calogero Costanza behandelt die Verwandlung des Iphigenie-Stoffs bei Racine, Goethe und Pier Jacopo Martello (1665–1727); dem Medeamythos gelten folgende Beiträge: Paola Radice Colace behandelt Beispiele für die Rezeption und die Umschreibung des Mythos, Antonino Zumbo die Verwendung der Geschichte der Medea in Corrado Alvaros ‚La lunga notte di Medea‘, Paola Radice Colace untersucht die Möglichkeiten der Übersetzung am Beispiel der offensichtlich in zeitgenössischer sizilianischer Mundart gearbeiteten Theater-Übersetzung von Emilio Isgro (Messina, Saison 2001/2002), Caterina Scolere geht den Erscheinungsformen von ‚Schmerz‘ in einigen Tragödien nach; dem Antigone-Stoff gelten schließlich noch ein Beitrag von Paola Radice Colace und eine italienische und eine altgriechische Nachdichtung einzelner Passagen des Prologs von Saverio Siciliano (1949/2001, nom de plume: Archilochus).

Der zweite und dritte Teil sind den „*Realien* teatrali“ und dem Theater in Byzanz gewidmet, mit Beiträgen von Paola Radice Colace über Intertextuelles in den Dramentexten und Domenico Falcone über Theaterarchitektur bei Griechen und Römern, Emilio Pinto über das italienische Theater im Mittelalter und Francesca Iadevaia über das Theater in Byzanz. *Herbert Bannert*

Gotthold Ephraim Lessing, Sofocle, introduzione, traduzione e note a cura di Gherardo Ugolini, con le testimonianze antiche sulla vita di Sofocle. Napoli: Bibliopolis 2003. 178 S. (Materiali per la Storia degli Studi Classici. 2.) ISBN 88-7088-432-5

U. übersetzt und kommentiert den Text von Lessings Sophokles aus dem Jahre 1760 (nach der Ausgabe von Wilfried Barner im Deutschen Klassiker Verlag, Frankfurt am Main 1990, 5/1, 233–373). Die Geschichte des Werks und die Einarbeitung einiger Nachträge sind in der Einleitung dokumentiert. Beigegeben sind eine Zusammenstellung der von Lessing benutzten Textausgaben und italienische Übersetzungen der biographischen Zeugnisse zu Sophokles (aus TrGF 4, T 1). *Herbert Bannert*

Zur griechischen und römischen Historiographie

Holger Sonnabend, Thukydides. Hildesheim-Zürich-New York: Georg Olms Verlag 2004. 140 S. (Studienbücher Antike. 13.) ISBN 3-487-12787-3 ISSN 1436-3526

Das Geschichtswerk des Thukydides ist bekanntlich das erste ausschließlich zum Lesen bestimmte Literaturwerk, während Herodot sein Geschichtswerk erst allmählich aus verschiedenen Vorträgen zusammengestellt hat. Das Analysieren, nicht die Beschreibung, das Erklären, nicht die Erzählung sind das Neue am Werk des Thukydides, und genau so wollte der Autor es auch: die Berichte sollte man lesen, die Analysen hingegen sind sprachlich so geformt, dass kursorische Lektüre unmöglich ist, man muss sie buchstäblich buchstabieren, um verstehen zu können. Thukydides wollte sich so davor schützen überlesen zu werden, und er wollte den Leser davor schützen, die Erkenntnisse des Autors zu leicht zu nehmen. Denn das eigentliche Anliegen des Thukydides ist und bleibt es, den Menschen ein Instrument in die Hand zu geben, politische Vorgänge und Entwicklungen, wenn sie sich so oder so ähnlich wiederholen sollten, zu erkennen.

S. zeichnet die Entstehung des Werks, soweit erkennbar, und die Geschichte der Interpretation nach und bemüht sich mit Erfolg klarzumachen, warum Thukydides trotz seiner Strenge, seiner damit verbundenen Auswahl der mitgeteilten Quellen, seiner Sprache und der Unfertigkeit mancher Partien des Werks so faszinierend geblieben ist. Ausgewählten Textpassagen hat S. ein eigenes Kapitel gewidmet; vorgestellt werden die Rede des Perikles für die Gefallenen, die Beschreibung der Pest, die Mytilenäische Debatte und der Melierdialog, alles dem Bedürfnis einer Einführung entsprechend knapp, aber instruktiv. Freilich vermisst man einen der erschütternden Berichte über das Schicksal der hoffnungsfrohen Athener, dem sie in Sizilien begegnet sind, Berichte, in denen Thukydides oft allein durch seinen Stil die Ausweglosigkeit der tatsächlichen Ereignisse und die Einschränkung der Athener fühlbar macht.

„Das Geschichtswerk des Thukydides ist über weite Strecken keine spannende Lektüre. ... Typisch ist dafür etwa eine Aussage wie die folgende: «Um Skione war gegen Ende des Sommers die Mauer ringsum vollendet. Die Athener ließen eine Wache dabei und gingen mit dem übrigen Heer zurück» (4, 133). Hätte das Werk ausschließlich aus solchen Stellen bestanden, wäre Thukydides sicher niemals in den Verdacht geraten, zur ersten Riege der europäischen Historiker zu gehören.“ (85). Doch solche Mitteilungen sind wie eine weiße Wand, wie eine Projektionsfläche, vor der Thukydides die Allgegenwärtigkeit der Athener zeichnet und auch die Schatten sichtbar macht, die folgende, unheilvolle, in der Berechnung der politischen Verhältnisse im Voraus zu erahnende Ereignisse werfen: die Tatsache, dass die Athener des öfteren erscheinen, ohne etwas Bestimmtes zu tun, einfach um ihre Macht zu demonstrieren. Als solche erste Hinweise sind die beiden ersten Fahrten nach Sizilien zu werten, einmal mit ganz wenigen, das andere Mal mit einer größeren Anzahl von Schiffen, einmal unter einem Vorwand, das andere Mal ohne eigentliches Ziel, bloß zur Demonstration (3, 86, 4; 88 und 90), und auch die kurze Erwähnung der Fahrt nach Skione erfüllt diesen Zweck. Die Katastrophe von Sizilien ist in der Konzeption des Thukydides, nach der große Ereignisse oft durch kleinere, weniger wichtig erscheinende angekündigt werden, eine Strafe für den Hochmut und die rücksichtslose Machtnutzung der Athener und somit, im Fall der Melier, auch eine für Alkibiades. Gebüßt aber hat, und dies entspricht noch viel mehr der bitteren Weltsicht des Thukydides, das Ungeheure nicht Alkibiades, der

sich in Sparta einzurichten verstand, sondern der pflichtbewusste Nikias, der von Anfang an gegen das Unternehmen war und dennoch, zum Strategen gewählt, das von ihm Abgelehnte zum bitteren Ende bringen musste (103/104). In den Berichten über Sizilien findet sich manches, dem man Spannung nicht absprechen kann, wenn die Spannung auch wohl eine ins Negative gewendete ist: Es kommt immer noch bei weitem schlimmer, als der Leser aus den Ereignissen erschließen kann. Das eine oder andere Stück aus den Sizilienbüchern hätte dies noch deutlicher machen können.

Mit Thukydides verbinden sich, neben vielen anderen, wenigstens drei große Leistungen der modernen Philologie: Der umfassende Kommentar von A. W. G o m e - A. A n d r e w e s - K. J. D o v e r (Oxford 1945–1981), die deutsche Gesamtübersetzung von Georg Peter L a n d m a n n (erstmalig 1960 in der alten Bibliothek der Alten Welt erschienen), und der große RE-Artikel von Otto L u s c h n a t (RE Suppl. 12, 1970, Sp. 1085–1354 und Suppl. 14, 1974, Sp. 760–786). Nicht vergessen werden sollte die Ausgabe der Biblioteca della Pléiade mit dem Text nach der Oxfordausgabe (H. S t u a r t J o n e s - J. E. P o w e l l), italienischer Übersetzung, reichem Kommentarmaterial und einer umfangreichen Zusammenstellung der Quellen und Testimonien, hg. von Luciano C a n f o r a (Torino: Einaudi-Gallimard 1996). *Herbert Bannert*

Caesar. Der Gallische Krieg. Herausgegeben und übersetzt von Otto S c h ö n b e r g e r. Düsseldorf-Zürich: Patmos Verlag (Artemis & Winkler) 2004. 304 S. Karten (Bibliothek der Alten Welt.) ISBN 3-7608-4110-4

Es ist dies ein unveränderter Nachdruck, allerdings ohne den lateinischen Text, der zuletzt 1999 in zwei verschiedenen Ausgaben bei Artemis & Winkler erschienenen Übersetzung des *Bellum Gallicum* mit knappen Erläuterungen und einer Literaturliste.

Herbert Bannert

Ulrich H u t t n e r, *Recusatio Imperii*. Ein politisches Ritual zwischen Ethik und Taktik, Hildesheim-Zürich-New York: Georg Olms Verlag 2004. 530 S. (Spudasmata. 93.) ISBN 3-487-12563-3

In der vorliegenden überarbeiteten Fassung seiner Habilitationsschrift untersucht H. ein wichtiges Phänomen der römisch-kaiserzeitlichen Geschichte, nämlich die „lediglich inszenierte, oder aber die konsequente Ablehnung der Machtübernahme durch den Prätendenten“ (16). Die als Buchtitel verwendete Fügung „*recusatio imperii*“ ist übrigens, wie H. ausführlich darlegt („Zur Problematik der Terminologie“, 11–16), kein antiker *terminus technicus* für den genannten Sachverhalt, vielmehr ein althistorischer Kunstbegriff der zweiten Hälfte des 20. Jh., der in der wissenschaftlichen Literatur neben „*refutatio imperii*“, „*cunctatio*“ o. ä. Verwendung findet.

Nach einführenden Bemerkungen (17–42) und einer kurzen Analyse von Macht und politischem Machtverzicht im griechischen Bereich (43–80) nimmt H. eine sehr detaillierte, den Leser manchmal beinahe ermüdende Untersuchung der in den antiken Quellen zur römischen Kaiserzeit belegten *recusationes* vor, die er – abgesehen von der am Anfang stehenden Diskussion der Machtverzichtsgesten des Augustus und des Tiberius (81–148) – nicht streng chronologisch, sondern nach Kategorien gliedert. Dabei unterscheidet H. naheliegender Weise die vorläufige oder „inszenierte“ *recusatio imperii*, die das Präludium zu so vielen Kaiserherrschaften bildete (160–295), von der konsequenten Verweigerung der Machtübernahme (296–364), wobei er im Zusam-

menhang mit letzterer treffend auch verwandte Phänomene in den Blick nimmt: die Weigerung, eine Magistratur anzutreten („Exomosis“: 297ff.), die magistratische abdicatio und Sullas Niederlegung der Dictatur (393ff.) sowie die Abdankung der Augusti Diocletian und Maximian im Jahre 305, die er ausführlich und ansprechend kommentiert (365ff.). Im Rahmen der Einzelanalysen nimmt aufgrund der günstigen Quellenlage vor allem die Untersuchung der Rekusationsgesten des Iulianus Apostata recht breiten Raum ein (248–295).

Es erscheint vom Methodischen her wesentlich, daß H. nach der detaillierten Behandlung der einzelnen historischen Episoden in einer gelungenen Modellanalyse die Struktur der oft komplexen Abläufe herausarbeitet, auf diese Weise die wesentlichen Charakteristika des von ihm untersuchten Phänomens herausdestilliert und seine Arbeit in diesem Kapitel durch die Berücksichtigung methodischer Ansätze aus Politologie, Soziologie und Psychologie in innovativer Weise zusammenfaßt (406–472). Den Abschluß der schulmäßig aufgebauten Monographie bildet ein knapper Ausblick auf ein neuzeitliches Analogon, nämlich den Machtverzicht des Simón Bolívar im Venezuela des Jahres 1819 (473–482).

Überaus positiv fällt auf, daß H. durchgehend in intensivem Dialog mit den antiken Primärquellen arbeitet: vor allem mit den literarischen – er bringt dankenswerter Weise stets ausführliche Zitate in der Originalsprache, denen er immer eine deutsche Übersetzung beifügt –, aber punktuell auch mit epigraphischen oder mit numismatischen Testimonien; vgl. 371ff. zu den umfangreichen Münzemissionen mit den Büsten der Seniores Augusti Diocletian bzw. Maximian. Dementsprechend ist der gebotene ausführliche Quellenindex zur Erschließung der Arbeit essentiell (490–515; H.s Benützung der vitae Plutarchs in der Ausgabe der Loeb Classical Library ist wissenschaftlich wohl nur schwer zu rechtfertigen). Daß „innovative“ Interpretationen der Quellen, die H. gelegentlich versucht, manchmal zumindest problematisch sind, sei freilich nicht verschwiegen: So ist etwa sein Verständnis der Stelle HA Prob. 10, 5 (gegen alle früheren Übersetzer) im Kontext betrachtet sinnwidrig und daher mit Sicherheit falsch (107), genausowenig akzeptabel wohl auch die apodiktische Neuinterpretation des Zweiges in der Rechten des mit der *trabea* bekleideten und die *mappa* haltenden Diocletian bzw. Maximian auf den genannten Münzprägungen als Verweis auf *quies* (372).

Ein zentrales Charakteristikum der vorliegenden Arbeit stellt die bewundernswert gründliche Auswertung der modernen Sekundärliteratur dar, über die gesamte chronologische Breite des Themas der Monographie hinweg. Umso mehr ist es zu bedauern, daß das Literaturverzeichnis allzu knapp ausfiel (487–489) und nur die häufiger zitierten Werke enthält, also nur einen Bruchteil des von H. im Rahmen einer höchst respektablen Arbeit zu einem wesentlichen Gegenstand bewegten modernen Materials.

Bernhard Woytek

Zum hellenistischen Epos

Apollonios von Rhodos. Die Fahrt der Argonauten. Griechisch/Deutsch.
Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Paul Dräger. Stuttgart:
Philipp Reclam jun. 2002. 592 S. ISBN 3-15-018231-X

Wenige Jahre nach dem Erscheinen der Übersetzung von Gleiß und Natzei-Gleiß (1996; vgl. dazu WSt. 112, 1999, 235f.) legt D. eine zweisprachige Ausgabe vor, die in vielem einen Gegensatz dazu bietet: Der Text orientiert sich an der Edition von

Vian, die notierten Abweichungen rücken zumeist (noch) näher an die Überlieferung heran. Die Übersetzung ist dokumentarisch, akribisch, in erster Linie um ein präzises Verständnis des Wortlauts bemüht. Damit ist ein unbestreitbarer Fortschritt gegenüber dem Vorläufer erzielt; es handelt sich um die erste deutsche Argonautika-Übersetzung, die sich erfolgreich um eine exakte Wiedergabe des Textes bemüht. D. verwendet für Wortwahl und Ausdruck konsequent Schadewaldts Homer-Übersetzungen als ‚Vorlage‘. Dieses Verfahren ist stimmig, weil damit, so wie die Sprache des Apollonios nur für einen Leser erschließbar ist, der seinen Homer im Kopf hat, auch D.s Übersetzung sich auf einen ‚deutschen Homer‘ bezieht – auch wenn ich persönlich die Orientierung an der Ilias- anstatt der Odyssee-Übersetzung bevorzugt hätte.

Im Einzelfall wird D.s Übersetzung dabei vielleicht zu umständlich: so wird ἔϋζυγον Ἀργῶ mit ‚die aus Balken gut zusammengefügte Argo‘ wiedergegeben. Das macht das Dilemma des Übersetzers sichtbar: Apollonios re-etymologisiert Epitheta; versucht man jedoch diese Bedeutungs-Ebene mit zu übersetzen, so stellt man damit die Übersetzung stilistisch in weite Entfernung vom Original.

Für die Erschließung des Wortverständnisses hat D. die Erkenntnisse von A. R e n - g a k o s eingearbeitet (Apollonios Rhodios und die antike Homererklärung, 1994; Der Homertext und die hellenistischen Dichter, 1993; vgl. dazu WSt. 110, 1997, 254f.), wonach Apollonios permanent auf einer Meta-Ebene die zeitgenössische philologische Debatte um die Bedeutung ‚homerischer Wörter‘ miteinbezieht. Vielleicht geht D. dabei noch immer nicht weit genug, da er für jede Instanz die einzige richtige Bedeutung sucht, anstatt gerade die durch dieses Verfahren oft erzielte Mehrdeutigkeit auszukosten. Das wäre allerdings auch kaum wiederzugeben, außer man wählt ein Verfahren wie Peter S t e i n in seiner Orestie-Übersetzung: bei ambivalenten Ausdrücken einfach doppelt oder mehrfach zu übersetzen. Andererseits wäre damit natürlich die Intention des Apollonios erst recht nicht getroffen: Dieser will ja mit den Signalen der Ambivalenz auf eben diese hinweisen und seine Leser dazu auffordern, die Sache als ein Rätsel zu betrachten, das von ihnen gelöst werden soll, und dann eben doch mittels einer Entscheidung für die eine oder die andere Variante. Ich führe dafür ein Beispiel an, das die Nöte des Übersetzers verdeutlichen kann.

In 1, 12 heißt es von Iason, der soeben im Anauros einen Schuh verloren hat, ἵκετο δ' ἐς Περίην αὐτοσχεδόν ἀντιβολήσων / εἰλαπίνης. Αὐτοσχεδόν wird von allen Übersetzern mit ‚sofort‘ wiedergegeben. F r ä n k e l (Noten zu den Argonautika, 37) erklärt so: ‚Ein nachdenklicher Leser fragt sich: ‚Welchen Umweg hat Jason unterlassen?‘, und damit ist auch die Antwort gegeben: ‚Er wäre gern erst nach Hause gegangen um sich ein vollständiges Paar Sandalen zu holen, aber weil er durch den geschwellenen Fluß aufgehalten worden war und nicht zu spät kommen wollte, kam er *direkt*:“ Ich glaube, dass damit das Verhältnis zwischen Apollonios und seiner intendierten Leserschaft gründlich missverstanden ist. Doch wie sollen wir die Stelle sonst verstehen?

Αὐτοσχεδόν steht laut R e n g a k o s (1994, 62) bei Homer nur in der lokalen Bedeutung ‚in (aus) unmittelbarer Nähe‘, und wird von den Scholien in der Regel durch ἐκ τοῦ σύνεγγυς erklärt; die temporale Bedeutung ‚sofort‘ wird nur für II 319f. in den D-Scholien vorgeschlagen (ἑτοίμως, παραχρήμα). Rengakos folgert daraus, Apollonios habe eine den D-Scholien ähnliche Sammlung zu Rate gezogen und daraus die bei ihm überwiegende temporale Bedeutung von αὐτοσχεδόν abgeleitet (164f.). Das passe gut zu der Tendenz, im Sinne einer ‚lexikographischen Technik“ „alle möglichen Bedeutungen einer Homerglosse an verschiedenen Stellen auftreten zu lassen“ (175).

Αὐτοσχεδόν als typisches Homer-Vokabel will somit bei Apollonios in Bezug auf seine epischen Belege verstanden sein. Blickt man nun nicht nur auf unsere Zeugnisse

der antiken Homererklärung, sondern auf die Homer-Stellen selbst, so steht *αὐτοσχεδόν* oft im Kontext von Kampf, mit der Bedeutung ‚dicht auf dicht‘ (LSJ ‚hand to hand‘), und generell in aggressiven Kontexten. Ein solcher Zusammenhang ist gelegentlich auch bei Apollonios unübersehbar: 1, 1349 *ἐπηπειλήσε ... γαίαν ... ἀναστήσειν αὐτοσχεδόν*; 3, 398 ἡ σφαιρα ὀρηθεὶς αὐτοσχεδόν ἐξεναρίζοι (an beiden Stellen fassen die Erklärer *αὐτοσχεδόν* rein temporal!). Dieser Kontext scheint auch hier suggeriert, kann doch Apollonios bei seinen Lesern die feindselige Konfrontation zwischen Iason und Pelias, d. h. die Version, die Pindar in der 4. Pythie erzählt, als bekannt voraussetzen. Dann ergibt sich an unserer Stelle aus der ambivalenten Bedeutung von *αὐτοσχεδόν* eine Pointe: Iason erscheint zunächst, so wird dem Leser suggeriert, in aggressiver Absicht; darauf deutet auch das Verbum *ἀντιβολήσω* hin, das bei Homer oft in aggressiven Kontexten steht (Renk 1994, 52 Anm. 155, erklärt: „teilnehmen“ und sieht keine Spur einer gelehrten Debatte in den Scholien). Erst nach dem Enjambement wird dieser Eindruck durch die Ergänzung von *ἀντιβολήσω* mit dem Objekt *εἰλαπίνης* korrigiert. Der Text suggeriert also zunächst die pindarische Variante des Mythos, wonach Iason vor Pelias erscheint, um die ihm rechtmäßig zustehende Königswürde einzufordern; diese Erwartung wird vom Text dann dahingehend korrigiert, dass Iason vielmehr zu dem traditionellen Opferfest erscheint. Iason ist also (so kann der Leser, wenn er will, ergänzen) von Pelias selbst eingeladen worden und hat völlig harmlose Absichten.

Auch wenn wir keine unmittelbaren Reflexe in den Homer-Scholien finden, darf man eine alexandrinische Diskussion zur Bedeutung von *αὐτοσχεδόν* schon allein aufgrund des Kontexts bei Apollonios stipulieren. Oder sollen wir daraus schließen, dass Apollonios gelegentlich sich seine ‚gelehrte Diskussion‘ selbst konstruiert, d. h. dass er seine Leser manchmal nicht (nur) auf eine zeitgenössische Diskussion der alexandrinischen Philologen über die Bedeutung von homerischen Wörtern verweist, sondern vielmehr auf diese Wörter, und damit auf den Homertext selbst?

D. druckt den Text mit Komma zwischen *αὐτοσχεδόν* und *ἀντιβολήσω* und übersetzt: „Und er ging auf der Stelle zu Pelias, um zu einem Festschmaus eben zurecht zu kommen ...“. Der Text wird damit eindimensional, die Ambivalenz geht verloren, doch wüsste ich auch nicht, wie man sie retten soll: Kann man Apollonios übersetzen?

Die übrigen Teile des Bandes entsprechen dem bewährten Reclam-Stil: Die sehr kurz gehaltene Einleitung (Nachwort) liefert eine vorzügliche Charakterisierung des Ausdrucks- und Stilwillens des Apollonios und verrät D.s langjährige intensive Auseinandersetzung mit dem Dichter. Auch hier referiert D. seine These vom Groll des Zeus, der das von Apollonios beharrlich unausgesprochene und somit als Rätsel für seine Leser im Hintergrund belassene Leitthema der Argonautika bilde. D. hat diese These erstmals in seinem Buch *Argo pasimelousa* (Stuttgart 1993; vgl. die Besprechung in WSt. 112, 1999, 246f.) vorgestellt und jetzt in *Die Argonautika des Apollonios Rhodios: Das zweite Zorn-Epos der griechischen Literatur* (München-Leipzig 2001) ausführlich argumentiert. Die These wurde abgetan oder erst gar nicht zur Kenntnis genommen, jedoch stimmen die knapp aufgeführten Verweise auf Indizien und Anspielungen im Text (die bisher meist weg-erklärt wurden) auch hier nachdenklich: Der Zorn des Zeus als Motor für die Fahrt der Argonauten sollte als Möglichkeit der Erklärung nicht vom Tisch gewischt werden.

Der Kommentarteil ist für einen Reclam-Band ungewöhnlich ausführlich; dem Autor ist offensichtlich für seine Hartnäckigkeit gegenüber dem Verlag zu danken. Apollonios ist nur an der Oberfläche leicht verständlich und bedarf der intensiven Interpretation. D. liefert vorzügliche Sacherklärungen, die für ein erstmaliges Leseverständnis ausreichen, und erklärt alles, was erklärungsbedürftig sein könnte, naturgemäß

primär auf der inhaltlichen und erzähltechnischen, weniger auf der sprachlichen Ebene. Alles in allem: Wer erstmals mit Apollonios Bekanntschaft machen will, erfährt mit diesem Band, dass es sich keineswegs um einen einfachen Autor handelt; aber auch der avancierte Leser erhält eine verlässliche Hilfe zur Erschließung des Textverständnisses.

Georg Danek

A Companion to Apollonius Rhodius. Edited by Theodore D. Pappaghelis and Antonios Rengakos. Leiden: Brill 2001. XIII, 362 S. (Mnemosyne. Suppl. 217.) ISBN 90-04-11752-0

In diesem schönen Band, der die Beiträge einer Reihe der namhaftesten Apollonios-Forscher vereint, sind Themen, die bis vor kurzem noch die Forschung dominiert haben, sichtlich von vornherein ausgeklammert: philosophische Aspekte im weiteren Sinn (Heldenbild, ideologische Zeitbezüge, Iason als Anti-Held, Medea als neue epische Heldin ...); nicht berührt ist auch die Manipulation des traditionellen Mythos durch Apollonios, ein Thema, das zuletzt durch die Forschungen von Paul Dräger fast monopolisiert wurde. Stattdessen findet sich eine Konzentration auf die Erzähltechnik respektive Poetik; als Zentralthema könnte man formulieren: ‚Apollonios als hellenistisch-alexandrinischer Dichter‘. Die Titel der einzelnen Kapitel (und die Namen der prominenten Autoren) sprechen für sich: „The Poetics of Narrative in the *Argonautica*“ (R. Hunter), „A. Rh. as Inventor of the Interior Monologue“ (M. Fusillo), „The Similes of A. Rh.: Intertextuality and Epic Innovation“ (B. Effie), „‘Homeric’ Formularity in the *Argonautica* of A. Rh.“ (M. Fantuzzi), „A. Rh. as a Homeric Scholar“ (A. Rengakos), und „A. as a Hellenistic Geographer“ (Doris Meyer). Auch die zwei Kapitel „Myth and History in the Biography of A.“ (Mary R. Lefkowitz) und „Hellenistic Chronology: Theocritus, Callimachus, and A. Rh.“ (A. Köhnen) kreisen um die Position des Dichters im Kreise seiner hellenistisch-alexandrinischen Dichter-Konkurrenten, und damit um die zentrale Frage, worin das Wesen hellenistischen Dichtens eigentlich bestehe.

Wie derzeit üblich, finden sich auch Kapitel zur Rezeption des Epikers: „Apollonios and Virgil“ (D. P. Nelis), „Est deus in nobis ...‘: Medea meets her Maker“ (zu Ovid: E. J. Kenney), „Echoes and Imitations of A. Rh. in Late Greek Epic“ (F. Vian) und „The Golden Fleece. Imperial Dream“ (J. K. Newman: ein frei assoziierender Gang durch die Geschichte des Mythos von Homer bis zum Orden vom Goldenen Vlies im Habsburgerreich).

Das Einleitungs-Kapitel „Outlines of Apollonian Scholarship 1955–1999“ (R. Gleii) lässt die Tendenzen der Forschung, die gewaltigen Fortschritte in der Würdigung des hellenistischen Dichters Apollonios von Rhodos, aber zugleich auch die nach wie vor bestehenden Defizite im Verständnis der *Argonautika* gut hervortreten: So sehr sich heute Einigkeit darin abzeichnet, dass ein auch nur ansatzweises Verständnis von Intention und Wirkweise der narrativen Struktur der *Argonautika* nur über die Entschlüsselung des Verhältnisses zu dem zentralen Vorbild und Ur-Muster Homer erzielt werden kann, so wenig kann man behaupten, dass auf diesem Weg schon konsensfähige Ergebnisse erreicht wären. So existiert nach wie vor kein einziger Kommentar zum 2. Buch der *Argonautika*; und man würde sich wünschen, dass das gesamte Epos unter Einbeziehung der wichtigen Erkenntnisse von Antonios Rengakos neu kommentiert wird, wonach das ‚homerische‘ Formulieren unseres Dichters durchgehend ein Sprechen auf einer Meta-Ebene ist, ein Sprechen mittels ‚homerischer Wörter‘ über ‚home-

rische Wörter‘; noch kein Kommentar hat dieses Prinzip bisher in irgendeiner Weise berücksichtigt. Dasselbe gilt für die Erzähltechnik, etwa die einsträngige bzw. mehrsträngige Handlungsführung, auch dies in Auseinandersetzung mit Homer (dazu jüngst der wegweisende Aufsatz von A. R e n g a k o s, *Die Argonautika und das ‚kyklische Gedicht‘*. Bemerkungen zur Erzähltechnik des griechischen Epos, in: A. Bierl-A. Schmitt-A. Willi (Hg.), *Antike Literatur in neuer Deutung*. FS J. Latacz, München-Leipzig 2004, 277–304). Mag das daher rühren, dass Apollonios-Forschung und Homer-Forschung nach wie vor getrennt agieren?

Georg Danek

Kallimachos. Werke. Griechisch und deutsch. Herausgegeben und übersetzt von Markus A s p e r. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2004. X, 548 S. ISBN 3-534-13693-4.

Mit einigem Recht lässt sich sagen, dass A. mit diesem Buch den ersten ‚deutschen Kallimachos‘ vorlegt: Die bisher einzige nennenswerte deutsche Übersetzung (H o w a l d - S t a i g e r, 1955) ist eine „elegante metrische Übersetzung einer Auswahl mit griechischem Lesetext“, kann aber dem Dichter, mit seiner Fülle von kleinen und kleinsten Fragmenten und seiner Liebe zum sprachlichen, sachlichen und poetischen Detail, notwendigerweise nur bedingt gerecht werden. Das zeigt auch schon, worin die Stärken von A.s Ausgabe liegen sollen – und tatsächlich liegen: Die nicht zu knapp bemessene, lebendig und persönlich geschriebene Einleitung gibt ein gutes Bild des Dichters Kallimachos, einen Überblick über die Werke und einen Einblick in die Schwierigkeiten, die der Leser auf allen Ebenen vorfindet. A. bietet naturgemäß nur eine Auswahl aus den in der Pfeifferschen Ausgabe aufgeführten Fragmenten, erfasst damit aber sämtliche Texte, deren Zuschreibung wahrscheinlich ist und deren Textzustand ein sinnvolles Übersetzen zulässt (inkludiert ist eine Auswahl aus Kallimachos’ Wissenschaftsprosa, die einen reizvollen Einblick in die Werkstatt des hellenistischen Dichter-Gelehrten ermöglicht). Der griechische Text „erhebt den Anspruch, grundsätzlich zitierfähig zu sein“. Die Übersetzung „beansprucht ... lediglich, recht genau zu sein“, folgt Schadewaldts Kriterien des „dokumentarischen Übersetzens“, verzichtet aber auf die Wiedergabe der „Sekundärebenen des kallimacheischen Textes“ (sprachliche Experimente, intertextuelle Bezüge): „Dies wäre Aufgabe eines Kommentars.“

Tatsächlich wird A.s Übersetzung diesen Intentionen voll und ganz gerecht: Sie ist präzise, klar und um den exakten Wortsinn bemüht, erhebt aber schon aufgrund ihres prosaischen Klanges nicht den Anspruch, den poetischen Ebenen des Dichters nahe zu kommen. Damit ist aber das zentrale Problem einer jeden Übersetzung eines hellenistischen Autors berührt: Wie kann man Kallimachos übersetzen, ohne einen ausführlichen Kommentar beizufügen? A. beschränkt sich meist auf knappe Anmerkungen, oft nur auf Erläuterungen der Sach-Ebene, lässt weitgehend die Texte für sich sprechen und gibt nur knappe Hinweise auf die Überleitungen zwischen einzelnen Fragmenten. Man kann A.s Verfahren vergleichen mit der zweisprachigen Ausgabe von G. B. d’ A l e s s i o (1996), wo der Anteil an kommentierenden Erläuterungen deutlich höher ist, oft verbunden mit dem Anspruch, neue Deutungen schwieriger Textpassagen vorzulegen, was jedoch bisweilen auf Kosten der Übersichtlichkeit geht; den gegenteiligen Weg wählt F. N i s e t i c h in seiner englischen Übersetzung (2001), der auch für die fragmentarisch erhaltenen Werke mittels kommentierender Überleitungen einen durchgehenden Lesetext herstellt, vergnüglich zu lesen, doch gelegentlich an der Grenze zwischen Rekonstruktion und Spekulation. A. wählt einen Mittelweg, der bei ausführlicher

Lektüre überzeugt: Die Erläuterungen bleiben immer im Hintergrund, lassen den Leser aber nie im Stich und verweisen auf das Wesentliche: den Text (bzw. die Übersetzung).

Kallimachos ist ein schwieriger Dichter und ein für das Verständnis der römischen Dichtung zentraler Autor. Das gilt gerade für jene Werke, die nur in Papyrus-Fragmenten überliefert und daher auch Spezialisten nur schwer zugänglich sind. A.s Ausgabe soll „diesem Zustand abhelfen und es jedem Interessierten ermöglichen, relativ unbeschwert die Intelligenz dieser Texte zu genießen (und damit auch seine eigene).“ Dies ist in bewundernswerter Weise gelungen. Man würde sich aus der Hand des Autors noch jenen „konzisen Kommentar“ wünschen, der hier nicht beigefügt werden konnte.

Georg Danek

Markus A s p e r, *Onomata allotria. Zur Genese, Struktur und Funktion poetologischer Metaphern bei Kallimachos.* Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1997. 291 S. (Hermes Einzelschriften. 75.) ISBN 3-515-07023-0

Der Band (ursprünglich eine Freiburger Dissertation bei Wolfgang K u l l m a n n) bietet nach einer präzisen Einleitung (1.) in Wirklichkeit nicht mehr und nicht weniger als eine intensive Diskussion zu ausgewählten Aspekten der Bildersprache im Aitia-Prolog des Kallimachos in vier Kapiteln: (2.) „Weg‘ und ‚Wagen‘ als Dichtungsmetaphern“ (mit intensivem Rückgriff auf die poetische Tradition dieses Bildbereichs, vor allem bei Pindar); (3.) „Wassermetaphorik“ (in Verbindung mit dem Apollon-Hymnus); (4.) „Quantifizierende Antithesen“ (mit einer erfrischend neuen Diskussion zum Bedeutungsspektrum des hellenistischen Zentralbegriffs *λεπτός*); und (5.) „Aitioprolog und poetologische Theorien“. Daraus abgeleitet sind (6.) knappe Schlussfolgerungen zu Traditionalität und Rezipienten poetologischer Metaphorik und, erfrischend in seiner Nüchternheit, „Zum ‚Programm‘ des Kallimachos“ (246f.): der Begriff ‚Programm‘ ist zur Klassifikation der poetologischen Äußerungen des Kallimachos ungeeignet; es handelt sich bestenfalls um eine „metaphorische Reaktion auf eine poetologische Debatte“, die einer terminologischen Fixierung (wie sie im Peripatos schon versucht war) bewusst ausweicht. „Kallimachos will also nicht abstrakt über literarische Kunstformen diskutieren ... Die kallimacheische Metaphorik zielt über konnotativ gelenkte Rezeptionsprozesse auf den Effekt einer konkreten poetologischen *captatio benevolentiae*. Bei der Lektüre des Aitioprologs spürt das Publikum schon vor der Rezeption des eigentlichen Werks, wie gut es ihm gefallen wird. Dieser Effekt ist eingetreten und tritt noch heute ein, wie verschiedenste Rezeptionszeugnisse zeigen.“

Es versteht sich, dass mit der Formulierung dieser Position nicht das letzte Wort gesprochen sein wird. Rückblickend betrachtend zeigt sich jedoch, wie fruchtbar dieser Zugang zumindest für den Umgang des Autors selbst mit Kallimachos sein sollte: Er hat die Vollendung einer Kallimachos-Übersetzung ermöglicht, die uns den Text erschließt, besser verständlich macht, Dunkles klärt, ohne die Schwierigkeiten zu verschweigen, die der voraussetzungsreiche Text heute dem Verständnis bereitet.

Georg Danek

Hans Bernsdorff, *Hirten in der nicht-bukolischen Dichtung des Hellenismus.* Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2001. 222 S. (Palingenesia. 72.) ISBN 3-515-07822-3

Dieses Buch liefert, was der Titel verspricht: eine Behandlung der Hirtenwelt in der hellenistischen Dichtung als Hintergrund für die Thematik in der Bukolik Theokrits, ein bislang wenig erforschter Bereich, während der Einfluss der früheren Dichtung, vor allem Homers, auf Theokrit schon ausgiebig untersucht wurde. Bernsdorffs Arbeit bietet somit eine willkommene Sammlung des relevanten Materials und eine solide Aufarbeitung und Einordnung der unterschiedlichen Tendenzen und Traditionsströme, aufgeteilt in vier Kapitel: Neue Komödie, Apollonios Rhodios, Epigramm, Andere Dichter. Für jede dieser Gruppen analysiert B. den gattungsspezifischen Traditions-Hintergrund und arbeitet das Spezifikum der jeweils dargestellten bzw. konstruierten ‚Hirtenwelt‘ heraus: Die Nea hebt in der Tradition der Alten Komödie die Armut und Härte des Hirtenalltags hervor, wobei Menander vornehmlich die moralischen Aspekte des Verhältnisses zwischen Stadt und (moralisch überlegenem) Land beleuchtet. Bei Apollonios erscheinen Hirten wie bei Homer vor allem in sekundären Handlungsebenen (Gleichnis, Aition, Ekphrasis ...), mit daraus resultierender paradigmatischer Aussage (Gegensatz zwischen Hirten-Idylle und Welt der Helden). Die Hirtenwelt wird dabei im Vergleich zu Homer entheroisiert, doch könnte man das auch mit der Tendenz des Dichters in Verbindung setzen, die Darstellung des Heldenmythos insgesamt zu entheroisieren. Für das Epigramm weist B. nach, dass die realistisch-ironischen Züge, die in der Behandlung der Hirtenwelt durch Theokrit gesehen wurden (Effe), auch hier vorhanden sind, so dass die Ausnahmestellung Theokrits nicht aufrecht erhalten werden kann. Die Theokrit-Forschung wird für die Aufarbeitung des Themas dankbar sein.

Georg Danek

Zur südslawischen Epik

Zlatan Čolaković - Marina Rojc - Čolaković, *Mrtva glava jezika progovara*. Podgorica: Almanah 2004. VII, 672 S. (Verlagsadresse: ALMANAH, S. M. Ljubiše 11, Podgorica)

Der Band enthält die Erstedition von 11 epischen Liedern der bosnisch-moslemischen Heldenlied-Tradition sowie mehrere Kapitel zur Beleuchtung von deren Hintergrund, mit besonderem Interesse an den theoretischen und praktischen Grundlagen der Parry-Lord-Theorie (‚Oral poetry-Theorie‘). Darin besteht auch die Relevanz des Buches für die Klassische Philologie: Die Oral poetry-Theorie ist heute noch eines der einflussreichsten Paradigmen in der Homer-Forschung; sie wurde von Milman Parry in intensiver Auseinandersetzung mit der jugoslawischen, vor allem der bosnischen Heldenepik entworfen und nach seinem Tod von Albert B. Lord regelrecht zu einer komparatistischen Disziplin weiter entwickelt. Viele der Thesen, die für manche Homer-Forscher fast dogmatische Geltung erlangt haben, wurden ausschließlich auf der Grundlage des von Parry in Bosnien gesammelten Materials (Liedertexte, Interviews mit Sängern) formuliert. Der Vergleich von Homer mit dem Ausnahmesänger Avdo Mededović (Parrys ‚jugoslawischem Homer‘) wird noch immer diskutiert, befürwortet oder abgelehnt (meist mit wenig Kompetenz, wie zuletzt R. Friedrich, *Oral composition-by-theme and Homeric narrative. The exposition of the epic action in Avdo Medjedovic's Wedding of Meho and Homer's Iliad*, in: F. Montanari [Hg.], *Omero tre mila anni dopo*, Roma 2002, 41–72). Das Ehepaar Čolaković (federführend sichtlich Zlatan Č., der meist im Singular formuliert) ediert nicht nur neue Texte, darunter auch solche von Mededović selbst, sondern diskutiert, von diesen und

von eigenen Erfahrungen der Feldforschung ausgehend, die Tragfähigkeit der in *Lords* Buch *The Singer of Tales* (1960) festgeschriebenen und seitdem oft wiederholten Grundthesen. Die Auseinandersetzung mit diesem Buch erscheint mir für die Homer-Forschung wichtig; ich versuche im Folgenden ausführlicher als üblich den Inhalt zu referieren.

Nach einer kurzen Einleitung folgt die Textedition mit knappen Anmerkungen (meist textkritischer Natur) von 9 Liedern des Murat Kurtagić aus dem Jahre 1989 (insgesamt 16.614 Verse) sowie von zwei bislang unveröffentlichten Liedern des Avdo Mededović (2626 und 4088 Verse lang; zusammen 345 Druckseiten). Hinzu kommt ein „Tagebuch der Aufzeichnungen“, ein „Gespräch über das Repertoire des Murat Kurtagić“, das „Repertoire des Murat Kurtagić“, sowie die analytischen Kapitel „Die heroische mythische Erzählung“ (Wiederabdruck aus dem Buch *Tri orla tragičkova svijeta*, Zagreb 1989), „Milman, Nikola, Ilija und Avdo Mededović“ und der Abdruck eines Zeitschriften-Interviews mit dem Titel „Die bosnische Epik ist ein stärkeres Zeugnis als die Geschichtsschreibung“. Hinzugefügt sind drei Kapitel in englischer Sprache: Die Übersetzung eines der Lieder des Kurtagić, das oben genannte Buchkapitel von 1989, sowie „Bosniac Epics. Problems of Collecting and Editing the Main Collections“. Die theoretischen Kapitel sind zumeist in einem stark assoziativen Stil gehalten, deren Stärke in Einzelbeobachtungen besteht, an die Č. Reflexionen grundsätzlicher Natur anschließt. Eben solche reflektierenden Bemerkungen verstecken sich auch in den erläuternden Anmerkungen zu den Liedtexten, im ‚Tagebuch‘ und im Interview mit dem Sänger Kurtagić. Wir erhalten also kein durchlaufendes diskursives Argument, sondern einen weitgehend narrativen Text, der auf seine literaturtheoretisch relevanten Aussagen hin durchforstet werden muss.

Die hier erstmals edierten Texte sind für den Experten wertvoll: Für Mededović ist jede Erweiterung des Corpus wichtig, und wir finden hier zwei Lieder, die deutlich kürzer sind als die bisher publizierten, in denen Mededović also viel mehr einem ‚traditionellen‘ Sänger ähnelt als in seinen Großen. Mit dem Sänger Murat Kurtagić hat Č. noch im Jahr 1989 einen großen, ästhetisch begabten Dichter vorgefunden und dokumentiert.

In den Anmerkungen finden sich (so wie schon im Parry-Material) weitere Belege für die Tatsache, dass die Sänger selbst nicht immer über die Bedeutung der von ihnen aus der Tradition übernommenen und weiter verwendeten ‚epischen Wörter‘ Bescheid wissen, sondern sie aus dem Kontext zu erraten versuchen (146: Kurtagić erklärt *eš*, ‚Gegenstück‘ als ‚Schönheit‘; 82, *binevsile*, ‚spontan‘ als ‚Wahrheit‘). Wir erhalten damit eine gute Parallele zum Überlieferungsvorgang der ‚Homerischen Wörter‘ in der mündlichen Überlieferung: Die Sänger merken sich archaische Wörter in ihrem formelhaften Kontext, können sie aber davon isoliert nicht mehr richtig anwenden.

Ins Grundsätzliche gehen Č.s Bemerkungen über die Geschichte der Oral poetry-Theorie, die sich teilweise in nicht nachprüfbareren Andeutungen ergehen. Č. selbst hat mehrere Jahre im Parry-Archiv in Harvard verbracht und kennt die Verhältnisse gut. Er hat zweifellos recht damit, dass es völlig unverständlich sei, warum das von Parry in Bosnien gesammelte Material an Liedtexten und Interviews nicht schon längst in umfassender Weise der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde, und warum nicht in großem Stil native speakers für die Erschließung der Texte herangezogen wurden. Č. weist darauf hin, dass die Bearbeiter der bisher erschienenen Texteditionen und Übersetzungen ausschließlich auf die Transskriptionen von Parrys Schreiber Nikola Vujnović angewiesen waren und nicht über die nötige Kompetenz verfügten, um eigenständig Tonaufnahmen zu transskribieren. In den letzten Jahren hat man in Harvard

begonnen, ausgewählte Texte in das Internet zu stellen, so dass auch einige weitere Epen des Mededović zur Verfügung stehen. Es bleibt zu hoffen, dass diese Arbeit fortgesetzt wird und dass sich Harvard doch zu einer internationalen Kooperation entschließt.

Besonders wichtig erscheinen mir Beobachtungen zu intertextuellen Querbezügen in der bosnischen Epik. Die homerischen Epen schwelgen bekanntlich in Verweisen, Referaten und Anspielungen auf andere Erzählstoffe, wie z. B. im mythologischen Exemplum. Č. verweist auf eine Bemerkung von Lord (1960, 159), wonach diese homerische Manier untypisch für mündliches Erzählen sei, da in der jugoslawischen Tradition Sänger niemals in einem Lied einen Querverweis auf ein anderes Lied einbauen. Ich habe diese Meinung für die bosnische Tradition bisher ebenfalls vertreten und nur darauf verwiesen, dass es in der serbischen Tradition sehr wohl mythologische Querzitate gebe. Č. führt jetzt mehrere Beispiele für seinen Sänger Kurtagić an, die als Kurz-Referate von eigenständigen Liedern aufgefasst werden müssen, und fügt hinzu: „Die mythische Welt des bosnischen epischen Liedes war bei weitem ausgedehnter und besser organisiert als man voraussetzt. Die Lieder sind miteinander verflochten und fest verknüpft. Viele Lieder sind komplett unverständlich, sofern man nicht viele andere Lieder innerhalb der betreffenden Region kennt. Das fällt vor allem ins Auge, sofern man die traditionellen Lieder eines einzigen Sängers oder innerhalb einer enger begrenzten Region in Betrachtung zieht.“ (310). „Kurtagić verweist, spielt an oder bezieht sich häufig auf Ereignisse aus anderen Liedern, Legenden und Erzählungen, wodurch sein Lied einen zusätzlichen Sinn erhält und er, was noch wichtiger ist, sein Lied in den weiten Rahmen der mythischen Welt, die er besingt, einfügt.“ (311). Für Č. steht fest, dass der Sänger bei seinem Publikum die genaue Kenntnis der nur in Anspielungen zitierten Lieder voraussetzen kann – nicht anders, als wenn in der Ilias auf das Parisurteil angespielt wird. Dies kann man allerdings nur erkennen, wenn man möglichst das komplette Repertoire eines Sängers studiert oder sämtliche Lieder innerhalb einer engeren Region, also den für das jeweilige Publikum relevanten Rezeptionshorizont. Man wird dann feststellen, dass man einer mündlichen Tradition – sowohl den Sängern als auch dem Publikum – mehr an Wissen, Vernetzung und Komplexität zutrauen kann, als es viele Homer-Forscher einzugestehen gewillt sind.

Č. setzt sich wiederholt mit den Sammelmethode Milman Parrys auseinander und diskutiert vor allem die Qualität des Sängers Mededović und die von Parry vorgegebenen Bedingungen, unter denen er seine Lieder vortrug. Hier finden wir eine Notiz, die in der relevanten Literatur bislang immer nur als unbestätigte Vermutung auftaucht: Lord habe gegenüber Č. in einem Interview geäußert: „Parry fragte die Sänger immer: Welches ist das längste Lied, das du kennst? Und die Sänger sangen ihm dann das längste Lied, das sie kannten ...“. Č. kritisiert folglich die künstlerische Qualität der berühmten ‚Hochzeit des Smailagić Meho‘, da dieses Lied das Resultat eines Experiments und das Ergebnis „unnatürlich, untraditionell, un-mythisch und ästhetisch schwach, weil einfach langweilig“ sei (166). Parry wollte sichtlich erproben, wie ein Sänger innerhalb einer lebendigen Tradition motiviert werden könne, ein Großepos vom Format der Ilias oder Odyssee vorzutragen; das Resultat spricht tatsächlich gegen Parry, doch merkt Č. an: „Mededović hat Gott sei Dank auch Besseres als die mastodontischen Großepen hinterlassen, neben der ‚Hochzeit des Vlahinjić Alija‘ weitere Spitzenprodukte der bosnischen Epik ...“. Die Ausnahmestellung des Mededović besteht nicht in der Länge seiner Lieder, sondern in der Präzision der Charakterzeichnung, dem Reichtum der Formelsprache und der phänomenalen Strukturierung der Handlung.“ (Ich bin zu ähnlichen Schlüssen gelangt und habe des-

halb in meiner Ausgabe: *Bosnische Heldenepen*, Klagenfurt 2002, das Epos ‚Die Hochzeit des Vlahinjić Alija‘ übersetzt, das auch Č. für besonders gut gelungen hält.)

Viele Homer-Forscher werden auch mit dem folgenden Urteil übereinstimmen: „Die Schwäche der Parry-Lord-Theorie, und jedenfalls ihrer Nachfolger, erkenne ich darin, dass sie kein Gefühl für einen ästhetischen Zugang zur Epik hatten und nicht die Tiefe der Erkenntnisse ihrer Vorgänger Schmaus, Gesemann, Bowra etc. erfasst haben. Ich glaube, der Begriff ‚Episierung‘ war sehr interessant und zweifellos exakt ... Man müsste von Neuem die deutsche Theorie der ‚Episierung‘ und die Ideen von Alois Schmaus wiederbeleben, weil diese grundsätzlich korrekter sind als der Ansatz von Lord ...“ (169).

Die Frage, wie ein mündlicher Sänger arbeitet, wie er den Text seiner Lieder erlernt, memoriert bzw. im Vortrag improvisierend vorträgt, ist für die Oral poetry-Theorie von entscheidender Bedeutung. Č. bringt hier seine Erfahrungen mit dem Sänger Kurtagić ein, und es scheint sinnvoll, die entsprechenden Passagen in Übersetzung auszuschreiben, ohne sie weiter zu kommentieren (293f.):

„Als Kurtagić mit seiner Frau Amira unser Gast in Zagreb war und wir Gelegenheit hatten, ihn den ganzen Tag zu beobachten, begriffen wir, dass Kurtagić völlig unablässig an seinen Liedern arbeitet. Lautlos, ganz deutlich, trug er Teile des Liedes vor, das er zu singen vorhatte. Er murmelte leise, ganz ohne Bewusstsein der Geschehnisse rund um ihn. Wenn wir ihn fragten, worüber er singt, sagte er, dass er über Teile des Liedes nachdenke, welches wir vorhatten aufzunehmen, und dass er einige Teile davon ‚erneuere‘.

Da meine verstorbene Mutter Pianistin war und mein Vater Autor und Dichter, lernte ich mit ihnen viele Musiker, Autoren und Dichter kennen. Ich möchte betonen, dass mich Kurtagić überhaupt nicht an einen Autor erinnerte, und kaum an einen Dichter, sondern viel eher an einen reproduzierenden Musiker. Mich erinnerte Kurtagićs Art der Vorbereitung zum Singen auffällig an das ‚Repetieren‘ von schwierigen Teilen einer Komposition bei meiner Mutter, und der Aufbau des Repertoires eines Sängers erinnert ebenfalls an das Lernen und den Aufbau des Repertoires eines reproduzierenden Musikers. Schließlich erinnert das intensive Üben, ständige Ausweiten des Gedächtnisses, die mit Mühe erreichte technische Virtuosität, und die Bewusstheit der Interpretation und das Auswendiglernen tausender und tausender Noten auffällig an die Bewusstheit der bosnischen epischen Sänger.

Die Modalitäten der Schöpfung epischer Lieder sowie der Hauptwerke der Mythologie stellen noch immer ein völlig unerforschtes Problem dar! Die Oral poetry-Theorie, die naiv annimmt, dass der Sänger das Lied von Thema zu Thema komponiert, hat von Grund auf das Wesen dieses Materials verfehlt. Denn auf diese Weise schaffen in Wahrheit nach meiner unmittelbaren Erfahrung nur ungelernete und untalentierte Sänger. Auf ähnliche Weise plagen sich auch schwache Schüler mit dem Klavier ab. So weit ich bisher diese Frage ergründet habe, scheint mir, dass jedes individuelle Lied sich zusammensetzt aus großen thematischen und mythischen Blöcken, unter denen einige ‚frei‘, andere ‚versteinert‘ bearbeitet werden. Der Sänger erschafft diese großen Blöcke.“

Und zuletzt noch dieses Zitat (299): „Jeder fähige Sänger malt seine Erzählung auf seine eigene persönliche Weise aus. Eine intensive Erforschung des Stils eines bestimmten Sängers bietet dem Forscher die Möglichkeit, unfehlbar den Autor des Liedes zu erkennen. In dieser Hinsicht gibt es zwischen schriftlicher und mündlicher Dichtung keine wesentlichen Unterschiede.“

Damit ist nur ein Teil der originellen Beobachtungen wiedergegeben, die in diesem Buch, einer wahren Fundgrube für wertvolle Details, enthalten sind. Man wird nun

nicht sagen können, dass die Homer-Forschung in allen diesen Fragen seit den Tagen von Milman P a r r y untätig geblieben ist. In vielen Punkten ist man unabhängig von dem komparatistischen Ansatz durchaus zu ähnlichen Ergebnissen gelangt, wie sie hier in unsystematischer Form vorgetragen sind. Sobald man aber über Fragen der Mündlichkeit und der Traditionalität der homerischen Epen nachdenkt, sollte man sich Beobachtungen zu Herzen nehmen, die an mündlichen traditionellen Sängern vorgenommen werden konnten. Das Buch von Č. liefert dazu zahlreiche äußerst wertvolle Beobachtungen, und es verdient auch außerhalb von Bosnien mehr Aufmerksamkeit, als es in der vorliegenden Form erhalten wird.

Georg Danek

Zu bildliterären Kunstformen der frühen Neuzeit

Im Rahmen der Emblemforschung, die sich in den letzten Jahrzehnten zu einer eigenen Disziplin, zugleich aber zu einem Paradigma interdisziplinärer Frühneuezeitforschung entwickelt hat, ist neben verstärkter Internetpräsenz – unter anderem der von einem Team um Dietmar P e i l, Institut für Deutsche Philologie an der Ludwig Maximilians Universität München betreuten Digitalisierung Münchener Emblembücher an der Bayerischen Staatsbibliothek (<http://www.bsb-muenchen.de/mdz/emblem.htm>) – auf zwei Neuerscheinungen in Buchform hinzuweisen, die in den von ihnen abgedeckten Bereichen Pionierarbeit leisten und die Geltung von Standardwerken erlangen werden:

Éva K n a p p - Gábor T ü s k é s, *Emblematics in Hungary. A study of the history of symbolic representation in Renaissance and Baroque literature*. Tübingen: Niemeyer 2003. 322 S. 80 Abb. (Frühe Neuzeit. 86.) ISBN 3-484-36586-2.

Im Zusammenwirken der bibliothekswissenschaftlichen, kunsthistorischen und literaturwissenschaftlichen Kompetenzen des Autorenduos bietet das Buch einen Einblick in die vielfältigen Formen und Einsatzbereiche der Emblematik in einer von der Forschung bisher wenig beachteten europäischen Region. Ungarn ist dabei im Sinne des alten Königreichs Ungarn verstanden, d. h. der berücksichtigte geographische Raum umfasst neben dem heutigen Ungarn auch die Slowakei und Teile Rumäniens.

Die Einleitung bietet, abgesehen von einer Skizze der spezifisch ungarischen Forschungssituation, eine klare Analyse des Forschungsgebietes ‚Emblematik‘, wobei sich K. und T. nicht scheuen, die schwierige Abgrenzung bzw. Überschneidungen zu allegorischer Literatur bewusst zu machen. Emblematik wird programmatisch als kulturelles Phänomen im gesellschaftlichen Kontext und in steter Wechselwirkung mit „mainstream literature“ verstanden. Als Voraussetzung für die Bedeutung der Emblematik in der späthumanistischen und barocken Kultur Ungarns wird ihre Präsenz in der literarischen Theorie, besonders in rhetorischen Handbüchern, sowie ihre Rolle im Unterricht an den Jesuitenschulen als den wichtigsten Bildungsinstitutionen des Königreichs nachgezeichnet. Dabei ist auf die Grundbedingung der Verfügbarkeit nicht vergessen: K. und T. beschreiben die emblematischen Buchbestände der etwa 50 Jesuitenniederlassungen, womit auch die Rezeption internationaler Emblematik im Raum Ungarn beleuchtet wird.

Der folgende von K. und T. erarbeitete Überblick bespricht ausgehend von Protoemblemik (im Wesentlichen Drucke der *tabula Cebetis*) die wichtigsten Typen emblematischer Publikationen: Fürstenspiegel und didaktische Literatur (Philosophie- und Ethikhandbücher), sowie religiöse Gebrauchsliteratur in Gestalt von Meditationsanleitungen; besonders reich vertreten sind enkomastische Emblemik bzw. emblematische Gelegenheitschriften. Eigene Kapitel sind dem Einsatz von Emblemik in Predigten und im Schuldrama gewidmet: Obwohl die Forschung durch die geringe Zahl vollständig überlieferter Dramentexte erschwert wird, lassen sich allegorische Stücke und emblematische Szenendekorationen nachweisen; stumme ‚emblematische‘ Szenen verdienen besondere Hervorhebung.

Diesen Abschnitten, die sich in erster Linie um Materialerfassung bemühen, stehen repräsentative Einzelstudien gegenüber, wobei auch bereits Publiziertes nun (in überarbeiteter Form) in einen größeren Rahmen gestellt werden kann, etwa das Genre emblematischer Hagiographie (vgl. Emblematische Viten von Jesuitenheiligen im 17./18. Jh., *Archiv für Kulturgeschichte* 80, 1998, 105–142). Ein eigenes Kapitel ist der Rezeption des berühmtesten „ungarischen“ Emblemikers, des Tyrnauer Polyhistor Johannes Sambucus (1531–1584), bei Geoffrey Whitney (*A choice of Emblems*, Leiden 1586) gewidmet (vgl. *Imitation and adaptation in Late humanist emblematic poetry: Zsámboky (Sambucus) and Whitney*, *Emblematica* 11, 2001, 261–292). Der Bereich der „Emblemik außerhalb des Buchs“ (*Schilling*) ist exemplarisch vertreten durch den mariologischen Zyklus im Stiegenhaus des Jesuitenkollegs von Győr/Raab: Für das als Anregung für die tägliche Meditation der Bewohner konzipierte Programm kann der prägende Einfluss Jacob Masens aufgezeigt werden, dessen emblematische Kompositionen einerseits übernommen, andererseits im Sinne seiner eigenen Theorie transformiert werden (vgl. Rhetorisches Konzept und ikonographisches Programm des Freskenzyklus in der Prunkstiege des Raaber Jesuitenkollegs, in: *Polyvalenz und Multifunktionalität der Emblemik*, hg. v. W. H a r m s - D. P e i l, Frankfurt am Main 2002, *Mikrokosmos* 65, 949–975).

Das in einer Pionierarbeit gerechtfertigte Streben, eine möglichst breite Palette emblematischer Formen vorzustellen, erforderte notwendigerweise den weitgehenden Verzicht auf Detailanalysen einzelner Schriften oder Embleme (für Volltexte der Embleme ist der Leser fast durchwegs auf den Abbildungsteil verwiesen): Als exemplarische Textinterpretation wird János Rimays (1573–1631) ungarisches (in englischer Übersetzung vorgelegtes) Gedicht *Fortuna / Occasio* vorgestellt, das nach K. und T. jedoch nicht einfach als ‚emblematische‘ subscriptio einer Fortunadarstellung gesehen werden darf, sondern als komplexe Verschmelzung ausgewählter Elemente des emblematischen Fortunabildes durch den manieristischen poeta doctus gewürdigt werden will. Angesichts des reichen von K. und T. erschlossenen Materials sind ähnliche Einzelinterpretationen freilich ein Desiderat der künftigen Forschung.

Eine Bibliographie von in Ungarn gedruckten Emblembüchern, emblematischen Druckwerken ungarischer Autoren bzw. Drucken mit Bezug zur ungarischen Geschichte rundet die literaturwissenschaftlichen Studien ab; in dieser Liste hätten durchgehende direkte Angaben der Standorte (anstelle von Verweisen auf ungarische Katalogwerke) weitere Forschungen bequemer gestalten können, auch hätte sich das Material wohl durch eine konsequente Benützung von A. Z e l l i g e r, *Pantheon Tyrnaviense*, Trnava 1931, noch vermehren lassen. Eine Erwähnung hätten etwa die schwer zu klassifizierenden emblematischen Illustrationen, u. a. emblematische Schmuckinitialen, in einem der bedeutendsten Werke zur historischen Geographie Ungarns, der *Notitia Hungariae* des Matthias Bel, verdient. Eine analoge Zusammenstellung für

Emblematik außerhalb des Buches, d. h. in erster Linie emblematische Dekorationen sakraler und profaner Repräsentationsräume, fehlt; die Schwierigkeit systematischer Recherchen auf diesem Gebiet hat die Autoren wohl davon Abstand nehmen lassen. Neben die Marienembleme von Győr könnte ein emblematischer Zyklus in der Universitätskirche von Trnava treten, in dem Kirche und Jesuitenkolleg als Haus Gottes und neues Jerusalem gefeiert werden.

Die Studien werden durch einen reichen Abbildungsteil illustriert; dabei ist zu bedauern, dass den (z. T. ungarischen) Texten keine englische Übersetzung beigegeben wurde. Auch hätte eine Synopse der oft viersprachigen (lateinisch-ungarisch-deutsch-slowakischen) Ortsbezeichnungen des alten Ungarn die Benutzerfreundlichkeit des Buches für ein internationales Publikum erhöht. Die Umsicht und Sorgfalt der Autoren bei den reichen bibliographischen Angaben lässt allerdings vermuten, dass das Fehlen derartiger Teile wohl eher der knappen Kalkulation des Verlags zuzuschreiben ist.

Elisabeth Klecker

Anja Wolkenhauer, *Zu schwer für Apoll. Die Antike in humanistischen Druckerzeichen des 16. Jahrhunderts.* Wiesbaden: Harassowitz 2002. 451 S. 91 Abb. (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens. 35.) ISBN 3-447-04717-8

Aus Bild und Text(en) zusammengesetzte Markenzeichen, wie sie von Druckern der frühen Neuzeit geführt wurden, entziehen sich durch ihre Bimedialität, aber auch durch ihre ökonomische bzw. kommunikative Ausrichtung modernen Disziplinengrenzen: Buch- und Medienwissenschaften, Kunstgeschichte und Ikonographie sowie Literaturwissenschaft und Klassische Philologie sind in gleicher Weise für eine adäquate Erforschung heranzuziehen: Die von Walther Ludwig als Dissertation betreute Arbeit kommt diesen Anforderungen in exemplarischer Weise nach und demonstriert eindringlich, welche Resultate bei interdisziplinärer, v. a. aber philologisch exakter Behandlung bildliterärer Kunstformen der Frühen Neuzeit zu erzielen sind.

Untersuchungsgegenstand sind „humanistische“ Signets, die sich im Bildmotiv und/oder ihren Motti auf die Kultur der klassischen Antike (unter Verbindung von heidnisch-antiken und christlichem Gedankengut) beziehen; der regionale Schwerpunkt der Arbeit liegt im Gebiet des humanistischen Buchdrucks nördlich der Alpen, dem oberen Rheintal sowie Handels- und Universitätsstädten Südwestdeutschlands. Ausgehend von italienischen Vorbildern wird der zeitliche Rahmen mit 1560 abgesteckt, da danach kaum mehr originelle Tendenzen auftreten. Die um die Jahrhundertmitte zu beobachtende Reduktion der Motti wird von W. als interessante mediengeschichtliche Entwicklung vom bimedialen, gewollt rätselhaften Kunstwerk zur bildorientierten Werbebotschaft gedeutet.

Ausgehend von einem Überblick über die bisherige unbefriedigende (meist einseitig buchwissenschaftlich oder kunsthistorisch geprägte) Forschung werden zunächst Produktionsabsichten und Bedingungen der Rezeption, sowie – unter fruchtbarer Einbeziehung der Kategorien Gérard Genettes – die Erzeugung von und der Umgang mit intertextuellen Bezügen im Signet als Leitfragen entwickelt. Die Motti als deutlichste Rückbindung an die Antike stammen meist aus dekontextualisierten Sammlungen, an erster Stelle Erasmus' Adagia. Die Mehrsprachigkeit (lateinisch, griechisch, hebräisch) dient entsprechend dem Leitbild des *homo trilinguis* der Demonstration (z. T. freilich nicht gegebener) typographischer Fähigkeit und philologischer Kompetenz.

Bei der Konzeption der Signetbilder nehmen die Adagia dieselbe Spitzenposition ein wie bei den Motti; zusätzlich ist der Komplex der Renaissancehieroglyphik zu berücksichtigen. Die ikonographischen Themen – antike Götter bzw. allegorische Figuren, Motive aus Mythologie und Naturgeschichte – werden von W. nicht nur auf ihre Quellen bzw. Künstler / humanistische Vermittler untersucht, sondern auch in Hinblick auf die in ihnen erkennbaren gesellschaftlichen Leitbilder befragt: Die im Signet vorgeführte Antike dient nicht nur als spielerischer Bildungsausweis, sondern wird auch als Selbstdefinition und Legitimationshilfe zur Beanspruchung einer spezifischen sozialen Position genutzt; sie ist im Rahmen der zeitgenössischen Diskussion über die Stellung der Druckerkunst, ihre Zugehörigkeit zu den *artes liberales* oder *mechanicae*, zu sehen.

Eine eingehende Untersuchung ist der Entstehung, Interpretation und Rezeption des berühmtesten Signets, der Anker-Delphinkombination des Aldus Manutius, gewidmet. Erasmus' Deutung des aldinischen Signets im Adagium 1001 *Festina lente*, zugleich die umfangreichste erhaltene Signetinterpretation überhaupt, erlaubt es, das Verhältnis von Produktion und Rezeption paradigmatisch zu analysieren: Zugunsten der Antikizität wird die unmittelbare zeitgenössische Quelle des Signets, die *Hypnerotomachia Polifilli*, bewusst verschwiegen; Erasmus' betonter Bezugnahme auf Münzbilder und antike Hieroglyphen kommt gattungsbildende Wirkung zu.

Besondere Aufmerksamkeit gilt dem Verhältnis von Emblematik und Signet: Die frühere Ansicht einseitiger Beeinflussung von Seiten der Emblematik muss revidiert werden; insbesondere wird die Bedeutung von Alciatos Brief an Francesco Calvo herausgearbeitet, in dem Signets (unter Hinweis auf Aldus und Froben) als potentielle Rezeptionsweise seiner Epigramme/Emblemata genannt sind. Eine Emblemserie in Rollenhagens *Nucleus emblematum* (Arnheim, Köln, Utrecht 1611/1613), in der bekannte Druckerzeichen zu Emblemen ergänzt werden, zeigt, wie die Druckerzeichen im stärker moralisierenden und weniger individuell ökonomisch orientierten Kontext der Emblematik gedeutet werden konnten. (Vgl. auch A. W., Druckerzeichen und Embleme von Alciato bis Rollenhagen, in: Polyvalenz und Multifunktionalität der Emblematik, hg. v. W. Harms-D. Peil, unter Mitarbeit v. M. Waltenberger, 2 Bde., Frankfurt am Main 2002, Mikrokosmos 65.)

Ein eigenes Kapitel versammelt die zur Signettheorie greifbaren Texte (darunter einen Signetkatalog im poetischen *Encomion Chalcographiae* des Johann Arnold Bergellanus, Mainz 1541, auf dem der Titel der Arbeit basiert); W. bietet so Vergleichsmaterial zur Emblemtheorie und umreißt mit Textzeugnissen zu einzelnen Signets den Horizont zeitgenössischer Rezeption.

Der Katalogteil bietet eine Aufstellung humanistischer Druckerzeichen in chronologischer Reihenfolge von Baptista de Farfengo (Brescia 1489) bis Peter Schmid (Mülhausen 1558). Dabei ist es W. gelungen, verschiedene Aspekte der Produktion und Rezeption der untersuchten Signets in knapper, strukturierter Form darzustellen (Daten zum Signet selbst, u. a. Bildvorlagen, Quellen der Motti; zum Verlag, bes. zur humanistischen Bildung des Signetführers bzw. zu Schwerpunkten seiner Produktion) und kunsthistorische (v. a. ikonographische), philologische und buchgeschichtliche Daten in einen übersichtlichen Zusammenhang zu bringen und in einem Kommentarteil synthetisierend auszuwerten.

W.s methodisch durchdachte, aber auch optisch ansprechende und benutzerfreundliche Präsentation eines zunächst spröde scheinenden Gegenstands gewährt überraschende Einblicke in die Rahmenbedingungen humanistischer (Sprach- und Bild-)Kultur, ebenso wie in die Entwicklung des frühneuzeitlichen Medienwesens. Die in jeder

Hinsicht mustergültige Arbeit setzt Standards, die in der künftigen Erforschung bildliterarischer Gattungen, in erster Linie der Emblematik, fruchtbar gemacht werden sollten.

Elisabeth Klecker

Lexikon, Sammelwerke, Lehrbücher

Diccionario Griego-Español (DGE), Volumen VI (διωξικέλευθος – ἐκπελεκάω). Redactado bajo la dirección de Francisco R. Adrados. Madrid: Consejo Superior de Investigaciones científicas, Instituto de Filología 2002. XLVI pp. + p. 1135–1386. ISBN 84-00-06318-X (Obra completa) ISBN 84-00-08050-5 (Vol. VI)

Dieser 6. Band des DGE informiert wiederum, wie zuletzt auch der 5. Band (angezeigt WSt. 112, 1999, 230/231), über den Fortschritt des Unternehmens, das sich auch in seinen Grundlagen stetig erweitert hat. Die modernen Mittel der Erfassung sind dabei konsequent verwendet, sodaß das auch das mykenische Griechisch, das Namengut, Fremdwörter und viele bisher wenig berücksichtigte Autoren aufnehmende Werk für den von διωξικέλευθος bis ἐκπελεκάω gehenden Teil von Vol. VI etwa den dreifachen Umfang des entsprechenden Teils bei LSJ gewonnen hat. Das betrifft in den letzten drei Spalten der S. 1386 immerhin zehn Lemmata, beginnend mit ἐκπαθίνομαι („*dar curso, entregarse o rendirse a las pasiones*“) bei Clemens Alex. (Protr. 4, 61) sowie weiter ἐκπαιδαγωγέω, ἐκπαιδόθεν, ἐκπαρέχω, ἐκπαροινέω, ἐκπασσαλεύω, ἔκπεισμα, ἐκπεκτέω. Dagegen sind die bei LSJ erscheinenden ἐκπάλαιστα (ci. Meineke bei Hesych) und ἔκπαππος („*great-great-grandfather*“ nach IG Rom. 3, 474) eliminiert. Hervorgehoben seien diesmal außerdem noch die von A. Bernabé beigesteuerten knappen etymologischen Angaben, so zu δμῶν und δμῶς (das eher mit δόμος als mit δάμνημι zusammengestellt wird) oder zu ἔκπαγλος (das ebenso wie von A. Heubeck, Gymnasium 92, 1985, 542 als dissimiliert aus *ἔκπλαγλος ‚einer/etwas, vor dem man sich entsetzt‘ erklärt wird). Alle Artikel, die ich betrachtet habe, scheinen auf das sorgfältigste gestaltet, an Druckfehlern habe ich nur s. l. δμῶν die Entstellung des Namens Helena im Zitat von Hom. Il. 6, 323 gefunden. Bei einem Falle wie myk. *δοσμός frage ich mich, ob man nicht auch den Verweis auf das für Arkadien belegte ἀποδοσμός geben sollte, und schließlich ist (vielleicht aus gutem Grund) das ZPE 30 (1978), 269 nr. 17, Z. 11 erscheinende δοιάκι(ς) = δις weggeblieben. – Möge dieses wichtige spanische Unternehmen glücklich vorankommen und der angekündigte Band VII bald erscheinen.

Hans Schwabl

Zbornik Matice Srpske za Klasnične Studije / Journal of Classical Studies Matica Srpska. Vol. 2 (2000). 3 (2001). 4–5 (2002–2003). Novi Sad: Matica Srpska (МАТИЦА СРПСКА, 21000 Нови Сад, Матице српске 1 – Maticе srpske 1, SCG 21000 Novi Sad, Serbia). 260. 195. 229 S.

Man freut sich, den Fortgang dieser in Novi Sad redigierten neuen serbischen Zeitschrift für Klassische Studien anzuzeigen. Mitarbeitete haben daran nicht nur die serbischen Kollegen, denen wir ein weiteres Gedeihen ihres Unternehmens wünschen, sondern auch eine Reihe von Beiträgern aus anderen Ländern. Die Hefte haben jeweils einen Teil mit „Studies and Articles“, einen weiteren zur „Classical Tradition in

Serbian Culture“ (mit stark philologiegeschichtlicher Ausrichtung) und Berichte über laufende Arbeiten, Rezensionen und Nachrufe. Dabei sind auch die serbisch geschriebenen Artikel durch Zusammenfassungen (meist auf englisch) zugänglich gemacht.

Ein Überblick über die „Studies and Articles“ mag eine Vorstellung geben. Im Heft 2 folgt auf den serbischen Text des um die Antike auch sonst verdienten Belgrader Philosophen Mihailo Djurić (über „Ethik und Politik bei Aristoteles“) ein griechischer von D. N. Maronitis über „Asien und Europa im Altertum“ (wobei vor allem Homer und Herodot im Blick sind). Die Fortsetzung bieten auf englisch der Amerikaner Victor Castellani (zu Phaidon und Symposion Platons) und der Grieche L. C. Bargeliotis zum Einfluß der Kosmologie des Gemistos Plethon im Westen, dann auf deutsch der Serbe A. Loma zu einer vermuteten griechisch-iranischen Parallele (bezüglich Amymone und Anāhitā als „die Tadellose und die Unbefleckte“) und auf französisch die Griechin Eleni Patrikiou zu den rechtlichen Voraussetzungen der Situation Elektras in Euripides' Drama. Schließlich stellt A. Jovanović in einem serbisch geschriebenen Beitrag archäologische Zeugnisse aus Moesia Superior zusammen, die sich auf den Triumph über die Daker beziehen lassen.

Heft 3 beginnt mit einem Beitrag des Schweizer F. Paschoud zu möglichen lateinischen Quellen des Zosimos, es folgt der Artikel „Pindar und das dichterische Schaffen“ des Ungarn Zs. Ritoók, dann ein griechischer Text von L. Bargeliotis über Elis und sein Verhältnis zu den olympischen Spielen, ein Beitrag von V. Castellani zum Fr. B 8 des Parmenides und zuletzt ein serbischer Text von Irina J. Kovaleva zur Herkunft des Typus der Vorstellung von Eros und Himeros als Trabanten der Aphrodite bei Hesiod.

Heft 4–5 beginnt mit dem sehr lesenswerten „Why Classics today?“ von C. J. Classen, es enthält ferner drei Beiträge von Emilia Masson und einen nachgelassenen von Olivier Masson (mit Problemen der Hethitologie, der griechisch-semitischen Sprachbeziehungen und der Entzifferung der kypro-minoischen Schrift und des Eteokyprischen). Behandelt sind auch die Anfänge der Kommentierung Homers im Altertum durch Franco Montanari, die verschiedenen Aspekte der Athena in Aristophanes' Lysistrata durch V. Castellani, mögliche archäologische Belege für bildliche Darstellung von drei verschiedenen Heraklitfragmenten durch A. Jovanović, Probleme des slawischen Verbalsystems in indogermanistischer Perspektive (J. Grković-Major) und schließlich durch E. Frey „Besitz und Eigentum in der ‚Sektenregel‘ (IQS) der Essener“.

Das Unternehmen dieser Hefte verdient Interesse und Förderung auch außerhalb von Serbien.

Hans Schwabl

Filologia e storia. Scritti di Enzo Degani, a cura di Maria Grazia Albiani - Giovanna Alvoni - Andrea Barbieri - Gabriele Burzacchini - Francesco Bossi - Francesco Citti - Federico Condello - Elena Esposito - Alberta Lorenzoni - Massimo Magnani - Ornella Montanari - Simonetta Nannini - Camillo Neri - Vinicio Tammaro - Renzo Tosi. Hildesheim - Zürich - New York: Georg Olms Verlag 2004. 2 Bde. XXXV, 1353 S. 10 Abb. (Spudasmata. 95.I. 95.II.) ISBN 3-487-12572-02 12573-0

Die Redaktion der von Enzo D e g a n i (1934–2000) im Jahre 1990 gegründeten und bis zu seinem Tod geleiteten Zeitschrift *Eikasmos* hat die vorliegende Sammlung ‚kleiner Schriften‘ des italienischen Gräzisten zusammengestellt und bewusst unter einen Gesamttitel gestellt, der das Werk Giorgio Pasqualis in Erinnerung ruft, in dessen wissenschaftlicher Nachfolge D. sich verstanden hat. Die neun Abteilungen der auf zwei Bände verteilten Schriften sind von den einzelnen Bearbeitern jeweils mit einem Vorwort und einer kurzen Charakteristik der Intentionen D.s versehen (Nachweis der Autoren: X). Die Titel der ‚sezioni‘ verweisen auf den Umfang und die Intensität der Erkenntnisse, die D. hinterlassen hat: (1.) „Giambo ed elegia“, (2.) „Tragedia e dramma satiresco“, (3.) „Commedia“, (4.) „Parodia e gastronomia“, (5.) „Epigramma“, (6.) „Bizantinistica“, (7.) „Lessicografia“, (8.) „Varia“, (9.) „Storia della filologia classica“; ergänzt wird die unveränderte Wiedergabe nach den Erstpublikationen durch eine Liste von Addenda et Corrigena und ausführliche Register. Ein gewichtiges, ein wichtiges Lebenswerk ist hier hervorragend dokumentiert und zugänglich gemacht.

Herbert Bannert

Hartmut E r b s e, Studien zur griechischen Dichtung. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2003. 306 S. ISBN 3-515-08266-2

Der Band versammelt Arbeiten von Hartmut E r b s e (1915–2004) zu Homer, Hesiod, zur Lyrik und zur griechischen Tragödie in unverändertem Nachdruck. Es sind dies zwölf Beiträge zu Homer aus den Jahren 1980 bis 2000, die zumeist im *Hermes* erschienen sind (bisher unveröffentlicht: ‚Beobachtungen über die Struktur der Odyssee‘), Aufsätze zu den Epigrammen des Simonides (1998), zum Pindartext (1997) und zu Pindars Mythen (1999); wieder abgedruckt sind auch klärende Untersuchungen zu zwei umstrittenen Textstücken des Aischylos und des Euripides: ‚Zur Exodos der Sieben: Aisch. Sept. 1005–78‘ (1974) und ‚Medeias Abschied von ihren Kindern‘ (1992).

Herbert Bannert

Altera Ratio. Klassische Philologie zwischen Subjektivität und Wissenschaft. Festschrift für Werner S u e r b a u m zum 70. Geburtstag. Hg. von Markus S c h a u e r und Gabriele T h o m e unter Mitwirkung von Eric D a n a y. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2003. 175 S. 1 Porträtabb. Ill. ISBN 3-515-08315-4

Der Band enthält folgende Beiträge zu Ehren und zu Interessen des Münchener Latinisten: Thorsten B u r k a r d, Sallust als Klassiker; Siegmund D ö p p, Ein Satiriker porträtiert seinen Lehrer. Zu Persius sat. 5, 1–65; Martin H o s e, Das lyrische Ich und die Biographie des Lyrikers. Überlegungen zu einem alten Problem und seinem Nutzen; Harald K l o i b e r, Der Affe als Richter – ‚Verkehrte Welt‘ bei Phaedrus I 10?, oder: Warum Fabeln als Schullektüre nicht zu unterschätzen sind; Eckard L e f è v r e, Dichter und Zeisig (Jakob Balde, Lyr. 3,27); Detlef L i e b s, Mein Ulpian; Friedrich M a i e r, Sonne, Gottheit, Lebenskraft, Symbol; Andreas P a t z e r, Beim Hunde! Sokrates und der Eid des Rhadamanthys; Hubert P e t e r s m a n n (†)-Astrid P e t e r s m a n n, Sprache und Stil als ein Mittel der Personencharakterisierung in den Komödien des Plautus; Renate P i e c h a, Wenn Frauen baden gehen ... Agrippinas Ende bei Tac. Ann. 14, 1–13; Georg R e c h e n a u e r, Leben, Angst und Tod bei Lukrez und Epikur; Gabriele T h o m e, Virides Nereidum comas (Hor. carm. 3, 28, 10). Wie ich zu Sinnen

kam; Ernst V o g t, Von den Möglichkeiten der Dichtung und den Aufgaben der Philologie. Zu Dagmar Nicks Gedicht ‚Ich bin nicht Äneas‘; Alfons W e i s c h e, Cur Exeritationes Latinas diligam. – In allen Beiträgen ist, dem Untertitel der Festschrift entsprechend, der persönliche Zugang der Verfasser und die subjektive Wirkung der Texte zur Grundlage der Darstellung gemacht. *Herbert Bannert*

Hermann M e n g e, Lehrbuch der lateinischen Syntax und Semantik. Völlig neu bearbeitet von Thorsten Burkard und Markus Schauer. Wissenschaftliche Beratung: Friedrich Maier. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2000. XXXVIII, 1017 S. ISBN 3-534-13661-6

Seit mehr als 100 Jahren kennt jeder Philologe, in der ersten Hälfte dieser Zeit wohl auch noch so mancher Schüler, ‚den Menge‘, mit seinen niemals gestellten Fragen und den umso eifriger studierten Antworten: die von Hermann Menge (1841–1939) aus der Schulpraxis entwickelten Fragen hatten, soweit es die Grammatik betraf, schließlich die Funktion von erweiterten Überschriften angenommen. Dieses Prinzip wurde in dem vorliegenden neuen Werk, das Titel und Systematik, nicht aber Anspruch und Ziele geändert hat, verständlicher Weise aufgegeben. Das ‚Lehrbuch‘ sucht, in der Neubearbeitung ebenso wie zu Menge's Zeiten, eine Lücke zu füllen zwischen den großen wissenschaftlichen Grammatiken mit ihren Belegstellensammlungen und den notwendig verkürzten Schulgrammatiken. Die Auswahl der den Sprachgebrauch dokumentierenden Sätze ist daher auf Cicero und Caesar beschränkt, auf Späteres wird nur gelegentlich verwiesen, auf Früheres nie; es ergibt sich eine ausschließlich synchrone Darstellung der Sprache, des klassischen Lateins zwischen den Jahren 80 und 43 v. Chr. (XVII), mit bewusster Vermeidung aller diachronen, also historischen Erklärungen (XVIIIff.). „Unser Anliegen war es nun, die Grammatik auf ihre Quellen zurückzuführen: die Texte der Klassiker. Die deskriptive Darstellung der Sprache von Cicero und Caesar war der Ausgangspunkt: jedes Wort, jeder Ausdruck und vor allem jede Regel wurden nach Möglichkeit belegt.“ (XI/XII).

Der Aufbau der Kapitel, gemäß den Regeln der lateinischen Schulgrammatik, ist übersichtlich und leicht zu überblicken: Inhaltsangaben, kurze Einleitungen, eine Zusammenstellung der Unterkapitel am Beginn eines jeden Abschnitts erleichtern die Orientierung. (Einzig die Paragraphenziffern sollten noch zusätzlich gut sichtbar am oberen Außenrand jeder Seite aufscheinen.) Auf besonders aufwändig gestaltete Hervorhebungen, wie man sie aus Schulbüchern kennt, wurde wohl bewusst – und zu Recht – verzichtet; das Vorhandene dient der Orientierung gut (auch der alte Menge war ohne derlei ausgekommen).

Es besticht die klare, angenehm und, um es so zu sagen, vertraut sachliche Fachsprache der Verf., die neuere Erkenntnisse zwar in ihre Darstellung einbringen, diese aber nicht in den Vordergrund stellen (abgesehen von einigen wohl präzisierenden, dennoch aber sehr gewöhnungsbedürftigen Neologismen in der grammatischen Terminologie). Wenn das Wort ‚Repetitorium‘, ebenso übrigens wie das auch von Menge gebrauchte ‚Repertorium‘, auch vermieden wird (XIII): das Buch erfüllt dennoch genau dies, ein Nachschlagewerk zu sein, Referenzen zu bieten zur Einübung des Lateinischen ebenso wie zur Weiterbildung in Phraseologie und Stilistik (im alten Sinne), ganz gleich, ob diese Fähigkeiten nun gerade gefragt sind oder nicht; auch der ‚lateinische Schulaufsatz‘ wurde ja eingengt auf das Einüben von Texten, wie sie das Verfassen von praefationes oder die Beschreibung von Handschriften und sprachlichen Erschei-

nungen erfordert. Das Beherrschen der Sprache an sich ist ein Wert, der immer außer Streit steht und dem die Verf., entgegen oder mit dem Zeitgeist, mit diesem umfassenden und sorgfältig ausgearbeiteten Kompendium selbstlos dienen. *Herbert Bannert*

Zu Texten aus Spätantike, Mittelalter und Neuzeit

Cornel Heinsdorff, *Christus, Nikodemus und die Samaritanerin bei Iuvenecus*. Mit einem Anhang zur lateinischen Evangelienvorlage. Berlin - New York: Walter de Gruyter 2003. VIII, 494 S. (Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte. 67.) ISBN 3-11-017851-6

Das vorliegende Buch gliedert sich, wie auch dem Titel zu entnehmen ist, in zwei stark voneinander verschiedene Teile. Der erste stellt einen philologisch über die Maßen detailreichen und auch theologischen Fragen und Problemen nicht aus dem Weg gehenden Kommentar zu Iuvenec. 2, 177–327 dar, einer Passage also, die durch ihre aus dem Johannesevangelium bezogenen Stoffe, das Gespräch zwischen Christus und Nikodemus sowie die Szene am Jakobsbrunnen, in gewisser Weise eine Sonderstellung im allgemein am Matthäusevangelium orientierten Werk des Iuvenecus einnimmt. Vorausgeschickt ist diesem Kommentar eine allgemeine Einleitung, die sich mit der Stellung dieser wie auch der übrigen Johanneseinschübe innerhalb der *vitalia gesta Christi* und ihrer Bedeutung für das Gesamtkonzept des Iuvenecus, das damit ebenfalls zum Gegenstand der Analyse wird, auseinandersetzt. Einleitung wie Kommentar lassen in ihrer hohen Qualität darauf hoffen, daß diesem doch nur einem begrenzten Thema gewidmeten Buch womöglich in absehbarer Zeit ein Gesamtkommentar zur Evangelienichtung des Iuvenecus – ein solcher existiert bedauerlicherweise bis heute nicht, und auch die letzte Textedition (CSEL 24, 1891) liegt weit zurück – folgen könnte.

Der zweite Teil weitet das auch im Kommentarteil erkennbare Interesse des Autors für die Problematik der dem spanischen Dichter vorgelegenen Variante des lateinischen Bibeltextes auf das gesamte Epos aus und bietet auf über 100 Seiten eine mit höchster Präzision erstellte und mit nahezu unglaublichem statistischem Aufwand aufgearbeitete Materialsammlung zur lateinischen Evangelienvorlage des Iuvenecus, die die Grenze zur Überfeinerung nicht immer zu scheuen scheint: Wenn etwa, um wahllos zwei Beispiele aus dem auch vom Kommentar abgedeckten Bereich herauszugreifen, Iuvenec. 2, 185 *conscendere regnum* näher an die Varianten *introire/intrare/ingredi in regnum Dei* denn an die Form *videre regnum Dei* in Ioh. 3, 3 gerückt wird, ist dem zweifellos zuzustimmen; hingegen scheint es doch bedenklich, aus Iuvenec. 1, 182 *nec quisquam*, einem immerhin seit der Klassik beliebten Versanfang, ein Naheverhältnis zu einem in Ioh. 3, 2 die Variante *et nemo* im Gegensatz zu *nemo enim* enthaltenden Typus der *Vetus Latina* zu erschließen. Vorausgeschickt ist diesem Abschnitt eine in der Tat notwendige Einführung in die angewandte statistische Methodik. Nicht ganz im Verhältnis zu dieser steht freilich – was an sich nicht gegen ihre Richtigkeit spricht – das Resultat der Untersuchung, das ältere Analysen insofern korrigiert, als im Gedicht des Iuvenecus offenbar Einflüsse eines europäischen, genauer noch gallisch(-irischen), aber auch eines afrikanischen Bibeltextes nachweisbar sind, und der vom Dichter gebrauchte Text, falls es sich dabei überhaupt um nur einen einzigen handelte, mit keiner der erhaltenen Varianten ausreichend in Deckung gebracht werden kann. Damit ist für dieses Problem, da eine weitere Verfeinerung der Analyse nicht mehr denkbar erscheint, wohl Endgültigkeit erreicht. *Gottfried Kreuz*

La Catena Palestinese sui Salmi graduali. Introduzione, edizione critica, traduzione, note di commento e indici, a cura di Carmelo C u r t i. Catania: Centro di studi sull'antico Cristianesimo presso l'Università di Catania 2003. 265 S. (Saggi e Testi, Classici, Cristiani e Medievali. 18.)

Nach jahrelangem Bemühen und einigen Vorarbeiten gelang es dem bekannten Patristiker aus Sizilien, die Reste der in der berühmten *Catena Palaestinensis* erhaltenen Auslegungen zu den *Psalmi Graduales* (Ps. 119–133) in Druck zu geben und den Druck auch noch zu betreuen; das Erscheinen des Bandes erlebte er allerdings nicht mehr (der letzten Revision haben sich seine Frau, seine beiden Töchter und seine Schwester angenommen – was für eine Familie!). Die Erläuterungen sind vor allem aus Eusebius und Theodoret genommen (wie üblich in gekürzter Form), dazu kommen noch Stellen aus Apollinaris, Didymus, Johannes Chrysostomus, wenige nur in dieser Catena erhaltene Erklärungen des Origenes und manches Anonyme. Vollständig ist diese *Catena* in zwei verwandten Handschriften überliefert, Mailand Ambros. F 126 und Patmos Johanneskloster 215 aus dem 13. bzw. 12./13. Jh., wobei dem Mailänder Codex der Vorzug zu geben ist (da er keine Texteingriffe, sondern nur Abschreibfehler aufweist); die in vier anderen Handschriften erhaltenen Reste tragen zur Texterstellung wenig bei (anders verhält es sich bei den von M. H a r l 1972 edierten Erläuterungen zu Psalm 118), sie helfen jedoch, manche falsche Zuordnung zu korrigieren. Der sorgfältig erstellten Edition sind drei Indices beigegeben (Indice dei passi biblici, Indice dei nomi greci antichi, Indice delle parole notevoli nei frammenti). Michaela Zelzer

Simone L o l e i t, Ritual und Augenschein. Zu Gedächtnis und Erinnerung in den deutschen Übersetzungen der *Navigatio Sancti Brendani* und der deutsch-niederländischen Überlieferung der *Reise*-Fassung. Aachen: Shaker 2003. 180 S. (Essener Beiträge zur Kulturgeschichte. 3) ISBN 3-8322-0844-5 ISSN 1438-812X.

Schon der Titel der Arbeit ist seltsam, und seltsam in höchstem Maße ist das ganze Buch. Die Autorin – der als beste Magisterarbeit des WS 1999/2000 am Fachbereich Literatur- und Sprachwissenschaft der Universität-Gesamthochschule Essen ausgezeichneten Studie (4) – vergleicht darin zwei der überlieferten Fassungen der Legende von ‚Brendan dem Seefahrer‘: die lateinische sog. *Navigatio Sancti Brendani*, die sie nach Selmers Edition ins 10. Jh. setzt (die in der vorliegenden Form jedoch wohl karolingisch ist), und die sog. ‚Reise-Fassung‘ aus der Mitte des 12. Jh., erhalten in mittelniederländischen Hss. des 14. und 15. Jh. Der Vergleich, der nicht vom lateinischen Original, sondern von späten Übersetzungen ausgeht, zielt auf die Unterschiede der Motivik und Struktur der beiden Texte: in der *NSB* reist Brendan mit seinen Gefährten sieben Jahre über den Ozean auf der Suche nach der *terra repromissionis sanctorum* und erweist sich dabei als ein auf Gottes Fürsorge vertrauender, neugierig staunender, aber auch klug vorausschauender Führer, in der ‚Reise-Fassung‘ werde ihm die Fahrt als Strafe für seinen Unglauben auferlegt, da er ein Buch über Gottes Wunder auf dem Ozean ihrer Absonderlichkeit wegen verbrannt habe und diese nun neu erleben und neu aufzeichnen müsse; L. spricht vom „Spannungsfeld zwischen Erleben und Empirie“ (10). So weit so gut.

Die verglichenen Fassungen, erfährt man jedoch staunend, „operieren beide mit theoretischen, technischen und metaphorischen Aspekten aus dem Bereich der Mnemonik“ (14), daher geht L. nicht etwa von irischen oder karolingischen Formen von Reiseerzählungen oder Heiligenviten aus oder von Aspekten der karolingischen Klösterreform, wie es zumindest für die *NSB* sinnvoll erschiene, sondern von drei Werken zum Themenkreis ‚Art of Memory, Ancient and Medieval Memories‘ und ‚Studies of Memory in Medieval Culture and in the Reconstruction of the Past‘ (vgl. Anm. 32), daneben von Bibelkommentaren und einer Reihe theologischer und religionswissenschaftlicher Arbeiten zu Kirchenjahr, monastischem Kontext, typologischem Denken, zur patristisch-exegetischen Tradition, zu Sakramentenlehre, Fegfeueglauben und Häresie und zum kanonischen Recht (14); sie bewegt sich also reichlich auch in der (außerhalb des genannten Fachbereichs liegenden) Theologie – und dies, wie sich zeigt, recht unhistorisch.

Was man dabei zu erwarten hat, umschreibt L. wie folgt: „Während die Reise-Fassung ... den theoretischen Einfluß der antiken und mittelalterlichen mnemotechnischen Tradition erkennen läßt und dadurch die Nähe zum scholastischen Bereich, sind die Gedächtnisthematik und die damit zusammenhängenden Bereiche in der *Navigatio* im Kontext monastischer Erinnerungstätigkeit zu sehen“ (14f.) – was immer man unter dieser zu verstehen hat. Solcherart vorgewarnt, erfährt man zur *Navigatio* (die die Rez. doch einigermaßen zu kennen glauben), es handle sich dabei „zum einen um eine Thematisierung der monastischen Erinnerungstätigkeit, hauptsächlich am Beispiel der Liturgie, wobei eine Gedächtnismetaphorik entfaltet wird, deren Funktion vor allem darin besteht, an das monastische Erinnern zu erinnern. Zum anderen kann man, über den ganzen Text ausgespannt, ein Netz von Erinnerungszeichen festmachen, die nicht an das Erinnern selbst, sondern an eine Botschaft erinnern. Die damit einhergehende Gedächtnis- ‚Theorie‘ funktioniert nicht nur analog zur Sakramentenlehre, sondern kann zudem als allegorisches System zur Erinnerung an Sinn und Funktion der Sakramente gelesen werden“ (24). Daher „ist“ für L. die Reise Brendans auch „als eine Allegorie des sakramentalen Geschehens im allgemeinen und der beiden bedeutsamsten Sakramente, Taufe und Eucharistie, im besonderen zu lesen“ (27); „der ständige Wechsel von Meer und Inseln ... kann als ‚elementarer‘ Symbolismus für die christliche Vorstellung der Taufe als «Reinigung von allen Sünden», als «Tod und Neugeburt in Christus, Heiligung im Geiste» angesehen werden“ (33), die „fischreichen Bäche sind als Allegorie der Taufe bzw. des Taufgeschehens zu lesen und somit im Rahmen des mit dem Gründonnerstag bevorstehenden Ostertriduum, als eine Metonymie von Ostern“ (39). Doch genüge es nicht, „die Motiv- und Ereignisketten der *Navigatio* gemäß ihrem allegorischen Sinngehalt zu erfassen und zu deuten. Wesentlich ist vor allem, daß diese Allegorik einer komplexen typologischen Struktur folgt, die als eine erzählerische Verbindung von Sakramententheologie und Gedächtnistheorie gelesen werden kann“ (37). „Die *Navigatio* entwirft, so kann man zusammenfassend sagen, eine allegorische Darstellung monastischen Lebens als eine Manifestation der Kirche in ihrer österlichen Dimension. ... Die Sakramente, die typologisch, historisch und liturgisch mit dem Osterfest verbunden sind, stiften zugleich die Kirche, d. h. die Existenzform des Christentums in der Welt, und erhalten sie am Leben“ (woran wir durchaus nicht zweifeln, doch was hat das mit der *NSB* zu tun?). „In Hinsicht auf die ... Funktion der Gedächtnismetaphorik in der *Navigatio* scheint sich ein weiterer Bezug zwischen der aus dem mnemonischen Bereich entlehnten ‚reinen‘ Metaphorik und dem an eine Botschaft erinnernden sakramentalen Geschehen zu ergeben: Darf die dynamische, flatternde Assoziationstätigkeit ... der Bienen- und Vogelmetaphorik ... nicht auch als mnemoni-

scher Verweis auf die zwei Bezugspunkte sakramentalen Geschehens gelten?“ (53). Dies bezieht sich wohl auf den „Vergleich der herbeilaufenden Mönche mit auschwärmenden Bienen“ bei der Ankunft auf Mernocs Insel, dieser „verzeichnet, als Gedächtnismetaphorik gelesen, den Prozeß aktiven Erinnerns und kann somit mit der Liturgie in Verbindung gebracht werden, die zu großen Teilen aus dem auswendigen Rezitieren der Psalmen und Gebete besteht“ (25). Wir brechen hier ab, überlassen die Diskussion der uns weniger geläufigen Reise-Fassung Verständigeren und flattern dynamisch zur Schlußbetrachtung.

Diese betont, soweit sie die *NSB* betrifft, nochmals, „daß die Meerfahrt in der *Navigatio* als allegorische Darstellung des Glaubens in seiner monastischen Verortung und Ausprägung aufzufassen ist“ (101); daß irische Mönche auf der Suche nach Einsamkeit gelegentlich recht ausgiebig zur See gefahren sind, wie Dicuil um 825 bezeugt, berührt L. offenbar wenig oder hat sie nie bedacht. Was den Titel der Arbeit betrifft, verordnet einerseits die ‚Reise-Fassung‘ den ‚Augenschein‘, wie erwähnt, Brendan als Strafe für die Verbrennung des Buches der Wunder, andererseits orientiere sich die *Navigatio* an zentralen ‚Ritualen‘ des monastischen Lebens in der Strukturierung der Meerfahrt. Allein: „Hinzu kommt eine Nähe zur patristischen Sakramententheologie sowie zum nautischen Symbolismus der Patristik. Insgesamt kann die *Navigatio* ... als Allegorie der Sakramente in ihrer österlichen und kirchlichen Verankerung gelesen werden“ (103). Und gegen Schluß entläßt uns die Autorin mit der sinnschweren Aussage: „Wichtig für die implizite Gedächtnisthematik der *Navigatio* ist ... die Unterscheidung zweier Arten des Erinnerns, desjenigen an das Erinnern als monastische Praxis selbst und des Erinnerns an die Botschaft der Sakramente“ (105).

Dem Vergleich der beiden Fassungen legt L. für die *NSB* nicht den lateinischen Text aus karolingischer Zeit zugrunde, sondern, wie der Titel sagt, drei deutsche Übersetzungen des 15. und eine des 17. Jh., was zwar den Hss. des 14./15. Jh. der ‚Reise-Fassung‘ in etwa entspricht, die *NSB* aber ihrem irisch-karolingischen Ambiente sehr stark entfremdet: dies ist nur ein Kennzeichen ihrer durchwegs unhistorischen Betrachtungsweise des Textes. Es ist selbstverständlich und unbestritten, daß die *NSB* neben ihrer Verwurzelung in irischer Seefahrertradition, kombiniert aus echter nautischer Erfahrung (Fahrten des historischen Brendan im 6. Jh.; Nachrichten über irische Mönche auf Island und auf den Färöern – die auch in der *NSB* nur durch enge Wasserstraßen voneinander getrennt und reichlich von Schafen und Vögeln besiedelt sind – und über ihre Vertreibung durch die ‚Nordmänner‘ bei Dicuil, Begegnungen mit vulkanischen Erscheinungen ebendort, mit Wetterkapriolen und unwirtlichen Küstenformationen) und alter Mythologie (Paradies- und Wunderlandfahrten der irischen *echtraí-* und *immrama-*Literatur, Motive der Zeitverschiebung, des Altersverzugs und der ‚Goldenen Äpfel‘) auch christliche Symbolik und Allegorie enthält (vor allem den siebenjährigen zyklischen Ablauf des Festkalenders vor Erreichen des Zieles, die wunderbaren Speisungen und den Nahrungsverzicht in der Nähe des ‚Paradieses‘), doch überwuchert bei L. einerseits die oben zitierte, seltsame ‚mnemonische‘ (der Philologe verstünde darunter etwas anderes), andererseits eine der Entstehungszeit des Textes keineswegs angemessene theologisch-dogmatisch-allegorische Betrachtungsweise (Stichwort ‚Sakramententheologie‘) seine Aussage in hemmungsloser Spekulation.

Vielleicht wird man den Text der *NSB* für das Spätmittelalter, nach Scholastik und hochmittelalterlicher Ordenstheologie, in der von der Autorin intendierten Weise theologisch allegorisieren können, solchem Tun sind offenbar keine Schranken gesetzt, und es wird nicht klar, ob sie das nicht auch tatsächlich beabsichtigt hat. Doch spricht sie immer nur von *Navigatio*, nicht vom geistigen Umfeld der von ihr zitierten, ein halbes

Jahrtausend jüngerer Übersetzungen; daher ist offensichtlich doch die *NSB* als solche intendiert, deren ursprünglicher ‚Sitz im Leben‘ dann aber gründlich verfehlt: dergleichen mnemotechnische oder sakramententheologische Vorstellungen sind zeitgenössisch zumindest in dem sehr ausführlichen (und in einer Fassung durchaus auch auf monastischen Unterricht eingehenden) Kommentar des Hildemar von Corbie zur *Regula Benedicti*, aus der Mitte des 9. Jh., nicht zu erkennen. Auch mit der von L. betonten ‚Eucharistie-Symbolik‘ könnte es manches Problem geben: das vielfach erwähnte Singen von *missae* während der Seefahrt mag – aber dem wird noch nachzugehen sein – ursprünglich viel eher die Liturgie des Psalmgesangs betroffen haben als die einer echten Meßfeier: Mönche waren in den ersten Jahrhunderten viel häufiger Laien als Priester (vgl. auch Benedikts Kloster, RBen 60. 62), und von Wein zum Zelebrieren ist in der ganzen *NSB* niemals die Rede: die Überformung des Textes im Sinne von Priestertum (auch des Brendan?) und Meßfeier könnte erst ein Resultat der karolingischen Bearbeitung gewesen sein. Also etwas Vorsicht bei allzu intensiver theologischer Spekulation!

Unseres Erachtens kam vielmehr eine im irischen Bereich entstandene, auf gewissen historischen Daten beruhende, vielfach ausgeschmückte Legende vom seefahrenden Abt Brendan wohl im Zuge der Normannenstürme von Irland in den karolingischen Raum und wurde dort im Dienst der karolingischen Klösterreform im Sinne geregelten koinobitisch-monastischen Lebens bearbeitet: daher die Darstellung der ‚Musterklöster‘, etwa des Abtes Ailbe; die dort vollzogene Fußwaschung ist aber weniger „Zeichen der Taufe“, sondern einzuprägende klösterliche Norm für die Aufnahme von Gästen (RBen 53, 13), wie manch andere Vorschrift analog der Benediktregel (Gebot des Schweigens und des Abschlusses der Mahlzeiten bei Tageslicht, ib. 6; 41, 8f.), und die warme, aufgewühlte und kalte, klare Quelle entsprechen eher dem geologischen Befund eines vulkanischen, doch wasserreichen Landes (wohl im Bereich von Island, von Dicuil für irische *papae* bezeugt) als einem „Sinnbild für die Heilige Schrift“ (50). Und der für das Verständnis der karolingischen Textfassung sehr wesentliche Hinweis des Einsiedlers Paulus auf den höheren Wert des klösterlichen Gemeinschaftslebens gegenüber der orientalisirischen Hochschätzung des Eremitentums wird von der Autorin nicht einmal erwähnt!

Zu Einzelnem: Barrind ist (zumindest in der *NSB*) nicht ‚Vetter‘ Brendans (9. 22); die Vögel auf der Insel sind nicht schwarz (26), sondern strahlend weiß (*candidissimis avibus*); es kann nicht ‚Insel der Ailbe‘ heißen (21. 47–50), sondern ‚des Ailbe‘, des Abtes der von ihm seinerzeit gegründeten Gemeinschaft (dem man sein *genus* auch im Deutschen lassen sollte); auch mit dem Begriff des ‚Ordens‘ sollte man vorsichtiger sein (Mernoc hat keinen ‚Orden‘ gegründet, sondern ein Kloster, 22, ebenso Benedikt, 51). Auch ist der Wal Iasconius, der im Zusammenhang der *NSB* die Gemeinschaft vor dem Aufbruch zur *terra repromissionis* fried- und freundlich zum *procurator* führt, kaum ‚ein Symbol des Teufels‘, trotz mancher Analogien, etwa zum Physiologus: oder möchte die Autorin, bei all ihrer Sakramententheologie, auf dem Rücken des Teufels Ostern feiern? (Daß er auf seinem Rücken nicht gern Feuer brennen läßt und daher abtaucht, wer möchte ihm das verargen?, 37.)

In der Literaturliste vermißt man vieles zur *NSB*, etwa die ausführliche (wenn auch in manchen Einzelheiten überholte) Einleitung von G. Orlandi zu seiner geplanten Edition, Milano-Varese 1968; auch Dicuils *De mensura orbis terrae* hätte manche Anregung gebracht. Für die Druckfassung der Arbeit wäre daher ein Blick in die umfangreiche Bibliographie von G. S. Burgess und Clara Strijbosch, *The Legend of St Brendan, A Critical Bibliography*, Dublin 2000, von Vorteil, die ‚Neutestamentlichen

Apokryphen in deutscher Übersetzung⁴, 2, von Hennecke-Schneemelcher wären statt als ⁴1971 (praktisch gleich ³1964) zumindest als Neubearbeitung ⁵1989, wenn nicht als ⁶1997 zu zitieren gewesen (163).

Klaus & Michaela Zelzer

* * *

Achilles in Tirol. Der „bayerische Rummel“ 1703 in der „Epitome rerum Oenovallensium“, eingeleitet, übersetzt und kommentiert von Florian Schaffnerath und Stefan Tilg. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 2004. 126 S. (Commentationes Aenipontanae. 35. Tirolensia Latina. 5.) ISBN 3-7030-0386-3

Nach einer Epigrammserie zu Fürstenbildnissen (Walter Dietl, Die Elogien der Ambraser Fürstenbildnisse. Die Kupferstiche des Dominicus Custos [1599] / Leben und Werk ihres Autors Marcus Henning, 2000), einem Kasualcarmen (Martin Koronjak, Johannes Leucht, Epithalamium Heroicum. Ein lateinisches Hochzeitsgedicht für Erzherzog Ferdinand II. und Anna Caterina Gonzaga, 2002) und einem Huldigungsdrama (Stefan Tilg, Spes aurei saeculi / Hoffnung auf ein Goldenes Zeitalter oder Tyrolis pacifica. Ein Innsbrucker Jesuitenschauspiel zur Hochzeit Erzherzog Ferdinand Karls mit Anna von Medici [1646], 2002) wird mit dem 5. Band der Serie Tirolensia Latina ein lateinischer Prosatext zur Geschichte Tirols vorgelegt: die Epitome rerum Oenovallensium, eine Darstellung der Kriegereignisse des Jahres 1703, die unter der Bezeichnung Bayerischer Rummel in die Tiroler Geschichtsschreibung eingegangen sind.

Die anonym ohne Orts- und Jahresangabe gedruckte Schrift wird nach Hinweisen in älterer Literatur dem Jesuiten Ignatius Reydax (Amberg 1652 – München 1718) zugewiesen und im Vergleich mit dessen zweitem Werk, der Flugschrift *Antiquae Boiorum gloriae sepulchrum* (1704), auf (frühestens) 1704 datiert; eine kurze Einführung informiert über den historischen Hintergrund, den Einfall des mit Frankreich verbündeten bayerischen Kurfürsten Max Emanuel, der seine Ansprüche im spanischen Erbfolgekrieg geltend zu machen versuchte. Dem Text der Epitome ist synoptisch eine deutsche Übersetzung beigegeben, der angeschlossene Kurzkomentar bietet weitere historische Details und identifiziert literarische Anspielungen (bei dem *tritum adagium* XXXII 3, *facilem tandem esse in Lotyri ingressum, ast regressum perquam difficilem*, handelt es sich wohl um Aen. 6, 126ff. *facilis descensus Averno ... sed revocare gradum ... hoc opus, hic labor est* – der Misserfolg des Kurfürsten lässt Tirol für seine Truppen beinahe zum unentrinnbaren Hades werden). Der Kommentar ist wegen der kaum allgemein bekannten historischen Vorgänge, vor allem aber aufgrund von deren literarischer Präsentation unentbehrlich: Es handelt sich um eine Art Schlüsselroman, in dem die historischen Namen teils anagrammatisch verfremdet (z. B. Lotyris für Tyrolis), teils durch antike (Achilles für Max Emanuel von Bayern) ersetzt sind; die handschriftlich in das Exemplar des Franziskanerklosters Schwaz eingetragenen Identifikationen eines zeitgenössischen Lesers haben Aufnahme in die vorangestellte clavis gefunden. (Da entsprechend gängiger trojanischer Habsburger-Genealogie Aeneas für Kaiser Leopold I. steht, muss mit Ascanius dessen für den spanischen Thron vorgesehener Sohn Erzherzog Karl gemeint sein und nicht der Enkel des französischen Königs, Philipp von Anjou.)

Eine gattungsmäßige Einordnung der Schrift wird nicht versucht, ein Gegenstück lässt sich jedoch in einem Promotionsdruck der Tyrnauer Jesuitenuniversität finden: Der Aeneas Habsburgus aus dem Jahr 1695 präsentiert in vergleichbarer anagrammatischer bzw. antikisierender Verschlüsselung die Auseinandersetzung zwischen Rudolf von Habsburg und Ottokar von Böhmen (vgl. E. Klecker, Neulateinische Habsburg-Panegyrik in Drucken der Jesuitenuniversität Tyrnau, *Kniha* 2001/2002, 95–109). Die vorgelegte Edition hat also nicht nur das Verdienst, der historischen Forschung einen (prohabsburgischen) Zeitzeugen zugänglich zu machen, sie bereichert auch unsere Kenntnis des weiten Gattungsspektrums der Barockliteratur im habsburgischen Einflussbereich.

Elisabeth Klecker

Hans Helander, *Neo-Latin Literature in Sweden in the Period 1620–1720. Stylistics, Vocabulary and Characteristic Ideas*. Uppsala: Uppsala Universitet 2004. 628 S. (Acta Universitatis Upsaliensis. Studia Latina Upsaliensia. 29.) ISBN 91-554-6114-X

Der derzeit beste Kenner der neulateinischen Literatur Schwedens eröffnet mit dem vorliegenden Buch einen Einblick in das poetische und prosaische Literaturschaffen des unter Gustav Adolf zur europäischen Großmacht aufgestiegenen Landes. Dabei hat sich H. zum Ziel gesetzt, die in langjähriger Lektüre gesammelten Primärtexte in einen weiteren geographischen Kontext einzuordnen, den Entstehungsbedingungen neulateinischer Literatur sowohl im akademischen Milieu als auch im Spannungsfeld gesellschaftlicher, konfessioneller und politischer Auseinandersetzungen nachzugehen und so die Rolle des Lateinischen bei der Gestaltung des modernen Europa zu beleuchten.

Nach einer Einleitung zu den historischen Voraussetzungen, etwas knapp geratenen Bemerkungen zur lateinischen Literatur im Umkreis von Gustav Adolf und seiner Tochter Christina und einem Überblick über die universitären Bildungszentren Schwedens versucht H., die ihm vorliegende Materialfülle in drei Großabschnitten zu bewältigen: Stilistik, Vokabular und „characteristic ideas“, worunter im wesentlichen Motivtraditionen verstanden werden. Angesichts des Fehlens eines umfassenden neulateinischen Wörterbuchs ist es zweifellos der Mittelteil, der Pioniercharakter hat und größten praktischen Wert beanspruchen darf: Neben wissenschaftlicher Terminologie, technischen Ausdrücken der zeitgenössischen Kriegführung und Amtsbezeichnungen wird – für ein internationales Publikum besonders interessant – eine Zusammenstellung von geographischen Bezeichnungen aus dem Norden Europas geboten; darüber hinaus enthält eine allgemeine „word-list“ zahlreiche für die Beschäftigung mit schwedischer Geschichte relevante Ausdrücke. Auch im dritten Teil gebührt dem Autor das Verdienst, regional unterschiedlich vertrautes Material aufbereitet zu haben: Topoi der konfessionellen Polemik, Stereotype der Ethnographie und ihre politische Instrumentalisierung, stehende Elemente der Huldigungsdichtung für Gustav Adolf. Diese Abschnitte bilden eine solide Basis, auf der jede weitere Beschäftigung mit der neulateinischen Literatur des Nordens aufbauen muss.

Die Problematik der Arbeit ergibt sich in erster Linie daraus, dass H. über die spezifisch schwedische Thematik hinausgreifen wollte und die Auswahl v. a. der im dritten Abschnitt behandelten Punkte sehr von persönlichen Leseindrücken bestimmt ist. Die Zusammenstellungen zur Bescheidenheits- und Überbietungstopik, zur goldenen Zeit und – weit davon getrennt – zum Kulturpessimismus (*mundus senescens*) entbehren nicht einer gewissen Willkür; der großen Gefahr eines Abgleitens ins Banale ist H.

nicht immer entgangen: so wenn im Kapitel „Apollo and the Muses“ die von H. selbst als „automatic“ bewertete Gleichsetzung Musen = akademische Bildung mit der Feststellung eingeleitet wird: „an Apollinian spirit pervades the literature of the period“. Auch in den Kapiteln zur Konsolationstopik wird im wesentlichen Geläufiges mit „schwedischen“ Beispielen illustriert, ohne dass versucht würde, eine spezifische Akzentuierung oder individuelle Gestaltung nachzuweisen – wie es H.s programmatischen Ankündigungen entsprechen würde. Hier wird deutlich, dass Motivgeschichte fruchtbar eben nur in einem weiteren Kontext diachron und überregional betrieben werden kann, bzw. dass einzelne Motive stets im Rahmen von Werkinterpretationen unter Berücksichtigung von Umfeld und Intention des jeweiligen Autors und seines literarischen Gestaltungswillens zu untersuchen sind; insbesondere sind viel differenziertere Analysen zur Rezeption der antiken und neuzeitlichen Vorbilder gefordert, als sie in H.s Auflistungen geleistet werden können.

Eben dieser komparatistische Blick über das schwedische Material hinaus fehlt der Arbeit jedoch weitgehend, und hier müsste H.s bewundernswerte Kenntnis der schwedischen Primärquellen ergänzt werden – auch durch sorgfältigere Nutzung der zumindest für einzelne der behandelten Punkte durchaus vorhandenen Sekundärliteratur. Als Beispiel sei für den Bereich des Vokabulars der grundlegende Aufsatz H. Widmanns zur Terminologie des Buchdrucks genannt (Die Übernahme antiker Fachausdrücke in die Sprache des Frühdrucks, A&A 20, 1974, 179–190), für die ausführlich ausgebreitete Motivik von Gelegenheitsgedichten wäre auf die Arbeit von J. Esteve-Forriol (Die Trauer- und Trostgedichte in der römischen Literatur untersucht nach ihrer Topik und ihrem Motivgehalt, Diss. München 1962) zu verweisen, die gerade in ihrem schulmäßig schematischen Vorgehen die antiken Vorbilder übersichtlich für Vergleiche zusammenstellt. Die mangelnde Kenntnisnahme moderner Forschungsliteratur fällt nicht zuletzt dort auf, wo schwedische Literatur in dem von H. beschworenen europäischen Kontext gesehen werden müsste: Die Bewertung eines Václav Clemens Zbracenus, eines böhmischen Autors mit z. T. schwedischer Thematik, scheint ohne Blick auf sein reiches durch das unübertroffene Humanistenlexikon von A. Truhlár - K. Hrdina erschlossene Gesamtwerk (Enchiridion renatae poesis Latinae in Bohemia et Moravia cultae, Praha 1966–1982) problematisch, aus dem immerhin die Lechias in einer modernen Edition vorliegt: J. Starawski - J. Ijsewijn, Clemens Venceslaus Zbracenus a Lybeo monte, Lechiados libri (ca. 1632–1635). An Unedited Poem on the Accession to the Throne of Ladislaus IV of Poland. Humanistica Lovaniensia 21, 1972, 281–384. Auch dass für die immer wieder herangezogene Gustavis bereits versucht wurde, das Verhältnis zu den lateinischen epischen Vorbildern näher zu bestimmen und in Hinblick auf das schwierige Projekt eines panegyrischen Bürgerkriegsepos auszuwerten, ist H. entgangen (E. Klecker, Bella nullos habitura triumphos. Lukans Einfluß auf die Darstellung von Kriegen im Deutschen Reich, in: Die Wahrnehmung von Kriegen im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, Wiesbaden 2000 [Imagines medii aevi. 6.], 115–140).

Als auffällige Lücke im Primärmaterial verwundert schließlich H.s Desinteresse an Christina von Schweden, deren Regierung ja in den abgesteckten zeitlichen Rahmen fällt. Es bleibt unklar, ob der Autor vorliegende Studien, wie etwa die (von ihm nicht zitierte) I. Kajantós (Christina heroina. Mythological and historical exemplification in the Latin panegyrics on Christina Queen of Sweden, Helsinki 1993), als erschöpfend ansah und den Bereich daher ausgespart hat. Die für Christina entstandene Huldigungsliteratur hätte es wohl verdient, neben die Panegyrik für ihren Vater gestellt zu werden, und gerade der Sonderfall der Herrscherin hätte Gelegenheit geboten, an einem kon-

kreten Beispiel aufzuzeigen „how Neo-Latin texts were generated by the needs and demands of the society in which they were written“ (so der Umschlagtext).

Insgesamt beeindruckt H.s staunenswerte Belesenheit, gerade deshalb bedauert man freilich, dass er seine Kenntnisse nicht nach anderen Kriterien geordnet systematischer und übersichtlicher zugänglich gemacht hat: Empfindet man es schon als wenig glücklich, dass ausgewählte stilistische Phänomene (Antithese, Hyperbole, Kataloge) noch vor dem Wortmaterial besprochen und von Stilfiguren wie metaphorischer Ausdrucksweise getrennt werden, so stellt sich noch vor einer genaueren Lektüre die grundsätzliche Frage, ob die gewählte Disposition den explizit angekündigten weiten geistesgeschichtlichen und soziokulturellen Perspektiven günstig sein kann. Auf dem derzeitigen Stand der Forschung wäre der Wissenschaft wohl mit einer konventionellen Literaturgeschichte, einer nach literarischen genera geordneten annotierten Bibliographie oder einer kommentierten Textsammlung zur neulateinischen Literatur Schwedens mehr gedient gewesen als mit derart „impressionistischen“ Einzelbeobachtungen.

Elisabeth Klecker

* * *

Manuel Baumbach, *Lukian in Deutschland. Eine forschungs- und rezeptionsgeschichtliche Analyse vom Humanismus bis zur Gegenwart*. München: Verlag Wilhelm Fink 2002. 320 S. (Beihefte zu *Poetica*. 25.) ISBN 3-7705-3597-9

Der Titel verspricht ein Werk, das eine große Lücke schließt: diejenige, die Christopher Robinson in seinem Überblick „Lucian and his influence in Europe“ u. a. für den deutschen Sprachraum ließ und auf die Niklas Holzberg's Klage über das antisemitisch begründete lange Aussetzen deutschsprachiger Lukian-Forschung („Lucian and the Germans“, 1988) nur noch stärker hinwies – auf die Frage nämlich, was denn vor, trotz und nach diesem Aussetzen entstand. In seiner Antwort spannt B. einen weiten Bogen: Nach einem Blick auf antike und spätantike Lukian-Spuren beginnt er mit Erasmus und dem Aufblühen der Gesprächsliteratur etwa bei Ulrich von Hutten, führt über die Wege der verschieden starken Rezeption im protestantischen bzw. katholischen Raum durch das eher Lukian-ferne 17. Jh. bis zum starken Einfluss Frankreichs und zur dortigen Konjunktur des Totengesprächs im 18. Jh. Ein Höhepunkt ist mit Christoph Martin Wieland erreicht, nach dessen Übersetzungen, lukianischen Dialogen und Romanen B. auch kaum mehr künstlerische Verarbeitungen präsentiert. Sehr ausführlich stellt er dafür in der zweiten Hälfte seines Buches den Kampf um Lukians Platz im Schulkanon dar, welcher von philologischer, theologischer und unterrichtsministerieller Seite das ganze 19. Jh. hindurch geführt wurde. In unterhaltsamer und beunruhigender Weise zeigt sich dabei der Rollenwechsel, den Lukian mehrmals durchzumachen hatte: als bildungspolitische Autorität in der Art eines „Humboldt der zweiten Sophistik“ und als Sittenverderber, als mehr oder weniger bewusster Verbündeter des Christentums und als Christenhasser, gegen Ende des Jahrhunderts jedenfalls immer stärker als „nihilistisch öder“, „gesinnungsloser“, allzu kritischer und daher im Grunde „dummer Geist“. Ein für das späte 19. Jh. nicht untypisches, für Lukians Ruf und schulische Verwendung schließlich vernichtendes Zusammenspiel der immer stärkeren Hierarchisierung literarischer Epochen und der Ablehnung von Satirischem (wobei die weit verbreitete Wut auf Heinrich Heine auch Lukian, jener Heine des 2. Jh., zu spüren

bekommen konnte – et vice versa) zeigt sich dabei um eine doppelte missgünstige Einschätzung von Lukians ‚Herkunft‘ verstärkt: Erstens und dem Kampf gegen Heine entsprechend, durch die Abwertung seiner ‚ekelhaft‘ orientalischen Abstammung – hier stößt man auf die Argumentationsweise, die Niklas H o l z b e r g beklagt, und hört mit Staunen und Erschrecken viele Große der Philologie des 19. Jh. ähnliche Töne anstimmen wie einen der Urväter des Rassismus, Houston S. Chamberlain. – Zweitens durch die vor allem von Rudolf H e l m eingeführte, bis weit ins 20. Jahrhundert gültige Einschätzung der literarischen Wurzeln Lukians: Bloß auf das Erbe des Menipp gestützt, seien seine Werke (weil ohnehin von fragwürdiger Qualität) bloße Kopien (und daher von fragwürdiger Qualität). Detailliert, oft spannend, schließlich erschreckend, ist die Analyse dieser Demontage eines Autors das große Verdienst von B.s Studie. Kontrast und Trost bietet sie noch mit einem kurzen Blick auf jüngere philologische Arbeiten und auf ältere Texte, die ohne denjenigen Anspruch auf ‚Ernst‘ und ‚Gesinnung‘ entstanden, dessen Verteidigung gegen Lukian die Philologie so lange für ihre Aufgabe hielt. Hier ist etwa seine bewundernde Eingemeindung in die Zunft der Journalisten durch Kurt Tucholsky zu nennen.

Gerade an solchen Stellen fällt aber auch die fast völlige Ausblendung aller nicht / nicht allein philologischen Rezeption im zweiten Teil des Buches auf. Nicht aus bloßer Lust auf Vollständigkeit, sondern der Ausgewogenheit des Bildes von „Lukian in Deutschland“ wegen hat man von dieser Seite für das 19. und 20., in geringerem Maß auch schon für das 18. Jh. noch zu wünschen übrig. Wenn auch wohl bloß ein Detail: dass der ‚Zauberlehrling‘ einfach nicht vorkommt, ist hier doch symptomatisch, auch für die Vernachlässigung aller Motive, die nicht aus den Dialogi Deorum oder den Dialogi Mortuorum stammen. Allein auf diese Bezogenes wird auch innerhalb des Werks Wielands behandelt, nicht also die Frage, „wie oft“ auch sonst „Freund Lucian aus unserm Munde spricht“ (so Wieland im komisch-phantastischen Versepos ‚Der neue Amadis‘). Die Rezeption mit Blick auf Kunstgeschichte und Tanz etwa bei Lessing fehlt, damit ein Bezugspunkt der Lukianverteidigung im 19. Jh. Neben diesen Autoren wären etwa Heinse, Wezel, Immermann, Jean Paul als teils manifeste, teils mutmaßliche Rezipienten zu untersuchen, für das 19. Jh. auch die Konjunktur des Timon-Menschenfeind-Themas auf dem Theater, ‚Momus und sein Guckkasten‘ etc. Einmal mit Nachforderungen beschäftigt, könnte man B.s Auflistung von Werken der bildenden Kunst für das 16. Jahrhundert zum Anlass nehmen, Ähnliches doch auch für spätere Epochen zu erwarten – bis zu Gustav Klimts Illustrationen der Hetären-gespräche. Bei all dieser Maßlosigkeit ist aber festzuhalten: Ein beträchtlicher Teil der Lücke um Lukian ist durch B.s etwas einseitig gewichtende, aber genaue und stoffreiche Arbeit geschlossen worden.

Bernhard Kreuz

* * *

Wolfhart U n t e, Heroen und Epigonen: Gelehrtenbiographien der klassischen Altertumswissenschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Herausgegeben von Christiane R e i t z. St. Katharinen: Scripta Mercaturae Verlag 2003. V, 496 S. Ill. (Itinera Classica. 2.) ISBN 3-89590-134-2

Mit dem Titel dieses Sammelbandes wird Adolf K i r c h h o f f zitiert, der auf solche Weise die Leistung seiner Generation von der der Vorgänger und Begründer der neuen klassischen Altertumswissenschaft in Deutschland abheben wollte. Für Wolfhart

Unte, den um die Wissenschaftsgeschichte sehr verdienten Verfasser der hier zusammengetragenen Gelehrtenbiographien, geht es mehr um den Zusammenhang einer bis in unsere Zeit wirkenden Tradition, und es ist William C a l d e r III zu verdanken, daß die Herausgabe dieser Sammlung möglich geworden ist.

Den Anfang bildet der (zuerst 1979 erschienene) umfangreiche Beitrag „Berliner klassische Philologen im 19. Jahrhundert“, welcher von der Gründergeneration der Berliner Universität bis hin zu dem gemeinsamen Wirken von Hermann D i e l s und W i l a m o w i t z führt. Er enthält neben anderem Lebensbilder von Friedrich August W o l f, Philipp B u t t m a n n, August B o e c k h und Immanuel B e k k e r; Charakteristiken von Wilhelm v o n H u m b o l d t, N i e b u h r und S c h l e i e r m a c h e r; ebenso von K. O. M ü l l e r, L a c h m a n n, Moriz H a u p t, Theodor M o m m s e n und Otto J a h n; und schließlich auch noch biographische Darstellungen zu der Generation von K i r c h h o f f, V a h l e n und B o n i t z. Weitere Beiträge behandeln gesondert den für die griechische Lexikographie besonders wichtigen Franz P a s s o w, Karl L a c h m a n n, Eduard G e r h a r d, K. O. M ü l l e r und dessen Geschichte der griechischen Literatur, Gustav F r e y t a g und Moriz H a u p t, auch Richard F o e r s t e r sowie schließlich W i l a m o w i t z, Eduard M e y e r und Georg W i s s o w a. Die Wissenschaftsgeschichte Schlesiens ist dabei ein besonderer Aspekt, und so bildet „Das Werk Ludolf M a l t e n s“, eine würdige Erinnerung an den für Religionsgeschichte und Mythologie bedeutenden Gräzisten der Universität Breslau, den Abschluß. Gegeben sind auf den letzten Seiten auch 30 Abbildungen von behandelten Gelehrten. *Hans Schwabl*

Carl Werner Müller, Wilamowitz und Ferdinand Dümmler. Eine schlimme Geschichte. Mainz-Stuttgart: Akademie der Wissenschaften und der Literatur - Franz Steiner Verlag 2005. 40 S. 1 Porträtabb. (Abhandlungen der Geistes- und sozialwiss. Klasse 2005, 1.) ISBN 3-515-08672-2

„Da die Herrn Collegen, welche vor mir votirt haben, dem Gesuche des Herrn Dr. Dümmler geneigt sind, so will ich nicht widersprechen; ich werde aber das Colloquium durchaus nicht als eine Formalität betrachten, sondern nach seinem Ausfall und dem Eindrücke, den ich von der mir zur Zeit ganz unbekanntem Persönlichkeit des Dr. Dümmler dann genommen haben werde, mein endgültiges votum einrichten.“ (13 mit Anm. 31). Und dieses war eine Ablehnung der Habilitation, die freilich schon vorher feststand, denn Wilamowitz handelte, um Theodor Mommsen einen Gefallen zu erweisen.

Eine Intrige der Göttinger Fakultät aus dem Jahre 1886, aus Universitätsakten und Briefen sorgfältig recherchiert, und ein Hinweis auf das Wirken des jungen Wilamowitz (1848–1931), der 1883 von Greifswald nach Göttingen gekommen war und oft demonstrativ Stellung gegen alte Gebräuche bezog und, bei der Ablehnung der Habilitation von Ferdinand Dümmler (1859–1896), damit auch noch kaschieren konnte, dass er so einen (nicht näher erkennbaren) Wunsch seines Schwiegervaters erfüllte. Ein Streiflicht auf Interna, auf die Anwendung und Ausnützung von Macht, γινόμενα μὲν καὶ αἰεὶ ἐσόμενα, ἕως ἄν ἡ αὐτὴ φύσις ἀνθρώπων ᾗ. Doch dies ist nicht alles. Überraschend vielleicht, doch sehr bezeichnend ist die Offenheit, mit der Wilamowitz später die nach dem frühen Tode Dümmlers in drei Bänden publizierten Kleinen Schriften (Leipzig 1901) mit Hochachtung für die Leistungen des Autors bespricht und ihm so die verdiente Anerkennung zukommen lässt.

Herbert Bannert